940.911
R63w

Woher es kam

von

Paul Rohrbach

Stuttgart
J. Engelhorns Nachf.

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **The Minimum Fee for each Lost Book is $50.00.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAY 2 2 1990

FEB 04 1995

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Woher es kam

Von

Paul Rohrbach

11.—15. Tausend

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart
1919

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1919 by J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

940.911
R63w

GETCHELL
21 JE 21

Erstes Kapitel

Politik im Kriege

Die Entwicklung zum Weltkrieg geht in ihren Anfängen auf die von uns in den Jahren 1900 und 1901 getroffene Entscheidung gegenüber England zurück. Damals, in der letzten Zeit der alten Königin Viktoria und in den Anfängen Eduards VII., wurde uns von englischer Seite wiederholt der Vorschlag einer Verständigung gemacht. Im Sommer 1900 war das große deutsche Flottengesetz ergangen. Die Engländer waren keineswegs überzeugt, daß wir so gewaltige Pläne technisch und finanziell würden durchführen können, aber sie glaubten aus ihnen entnehmen zu können, welche Ziele sich Deutschland setzte. 1890 hatte man in England noch nicht an die Möglichkeit eines großen Konflikts geglaubt; sonst hätte keine englische Regierung Helgoland gegen noch so bedeutende Vergütung an uns abgetreten. 1897 fiel schon das berühmte Wort, wenn Deutschland heute vernichtet würde, so würde es morgen keinen Engländer geben, der dadurch nicht um soviel reicher geworden wäre. Das war gegen Ende der neunziger Jahre der Glaube eines wachsenden Teils der öffentlichen Meinung in England, aber noch lange nicht der englische Glaube schlechthin. Um die Jahrhundertwende sah England die weltpolitische Situation so an, daß es notwendig sein würde, sowohl nach der deutschen als auch nach der russischen Seite hin vorzubauen. Das Ideal Englands wäre gewesen, die deutsche Politik an die englische zu binden und Deutschland als Soldaten auf dem Festland gegen die russische Gefahr zu gewinnen. Hierauf zielten die Vorschläge ab, die England uns machte, und dafür wäre man ohne Frage auch bereit gewesen, in der Kolonialpolitik uns entgegenzukommen und unsrer wirtschaftlichen Entwicklung kein Hindernis zu bereiten. Wir lehnten ab, weil wir nicht in einen Gegensatz zu Rußland gebracht zu werden und in der Flottenfrage nicht Rücksichten zu nehmen wünschten. Das englische Bündnis hätte uns überseeisch in Abhängigkeit von England erhalten und uns gleichzeitig zwischen die doppelte russisch-französische Front in Europa gebracht — was allerdings auch ohnedies geschah.

Infolge unsrer Weigerung wechselte die englische Politik nunmehr, und Eduard VII. faßte den Plan zur Einkreisung Deutschlands. Dafür mußten Rußland und Frankreich gewonnen werden. In Frankreich war der Revanchegedanke langsam im Verblassen begriffen. Die Generation

Gen War
p 43930

von 1870 fing an, auszusterben, und außerdem hegten die Franzosen Hoffnung auf den Erwerb Marokkos, das auf jeden Fall ein so großes Objekt war, daß man begreifen konnte, wenn führende französische Politiker den Standpunkt vertraten, dort sei für Frankreich die eigentliche „Revanche" zu suchen. Solange Bismarck die deutsche Politik lenkte, war es unser Grundsatz gewesen, jede überseeische Ausdehnung Frankreichs zu begünstigen, damit das Vergessen von 1870 gefördert würde. Von diesem Prinzip ging man bei uns zum erstenmal in der Marokkofrage ab. Der alldeutsch beeinflußte Teil unsrer öffentlichen Meinung verlangte laut eine rücksichtslose deutsche Interessenpolitik in Marokko, und wenn schon nicht ganz Marokko, so müsse wenigstens Südmarokko deutsch werden. Es läßt sich denken, daß wenn die Franzosen in der Tat ohne Widerstand unsrerseits sich ganz auf den Erwerb, die Durchdringung und Entwicklung Marokkos hätten legen können, ihre Mittel und ihre Interessen dadurch stark absorbiert worden wären. Es hätte ihnen Mühe gekostet, gleichzeitig Marokko zu verdauen und nach früherer Art den Revanchegedanken zu pflegen. Dadurch, daß wir ihnen in Marokko entgegentraten, begünstigten wir die Anlage der Einkreisung durch Eduard VII. In wenigen Jahren gelang es diesem, rücksichtslos und geschickt das verglimmende Revanchefeuer wieder zu heller Glut anzublasen. Vergleicht man die politische Stimmung in Frankreich um 1900 mit der in den letzten Jahren vor dem Krieg, so sieht man den Unterschied deutlich. Damals klagten die Revanchepatrioten, daß die Nation sich anschicke, die Wunde von 1870 zu vergessen; ein Jahrzehnt später war davon keine Rede mehr.

Rußland war um die Zeit mit großen weltpolitischen Plänen in Ostasien beschäftigt. Man träumte in Petersburg von der Vormacht über den ganzen asiatischen Kontinent, und darüber traten die alten, Jahrhunderte hindurch an den türkischen Meerengen und am Balkan verfolgten Ziele zeitweilig zurück. Wollte die englische Politik auch Rußland gewinnen, so mußte Rußland aus Ostasien entfernt und wieder mit ganzer Kraft auf den Bosporus und auf die Balkanhalbinsel zurückgeworfen werden. Darum unterstützte England die Japaner, und auch dieser Plan gelang: die Russen wurden besiegt und mußten ihre weltpolitischen Pläne im fernen Osten und in Innerasien aufgeben. Schon zwei Jahre nach dem Friedensschluß mit Japan fand Rußland sich zu dem Vertrag von 1907 mit England bereit. Offiziell handelte er nur von Persien, Afghanistan, Tibet und so weiter; tatsächlich wurde in ihm auch noch die Liquidierung eines Teils der Türkei zugunsten Englands und Rußlands unter Beteiligung Frankreichs, aber mit Ausschluß Deutschlands ins Auge gefaßt. Die englische Rechnung, Rußland würde bei seiner Rückkehr aus dem fernen in den nahen Osten dort die Deutschen als Gegner finden und sich gegen Deutschland wenden, erwies sich als vollkommen richtig. Wir verfolgten den Plan der Bagdadbahn, wir traten als Schutzmacht der Türkei auf und wir konnten nicht dulden, daß Rußland, indem es sich in Konstantinopel festsetzte, uns von jeder Zukunft im Orient abschnitt. Dazu kam die noch zwingendere Erwägung, daß wenn Rußland Konstantinopel besaß, es damit auch die Vorherr-

schaft auf der Balkanhalbinsel gewann, Rumänien und Bulgarien in Abhängigkeit brachte und mit seinem Vasallenstaat Serbien Österreich-Ungarn vollständig umklammerte. Die tatsächlichen Westgrenzen Rußlands lagen dann am Adriatischen Meer und am Fuß der Ostalpen, und das wäre die äußerste Bedrohung unsrer Sicherheit gewesen. Hierüber ist es lehrreich, den Brief des russischen Professors Mitrofanow an Hans Delbrück im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1914, mit der Delbrückschen Antwort, zu lesen. Der russische Standpunkt, die russische Gefahr für Deutschland und die Notwendigkeit einer deutschen Schutzpolitik für Österreich-Ungarn unter den damaligen Verhältnissen treten hier auf das klarste hervor.

Englands Absicht bei der Einkreisungspolitik war es nicht, uns unter allen Umständen mit Krieg zu überziehen. Die maßgebenden Politiker gingen vielmehr darauf aus, für Deutschland eine solche Lage zu schaffen, daß es sich womöglich bereit fand, kampflos nachzugeben. Wo nicht, dann sollten wir allerdings gezwungen werden, uns unter sehr ungünstigen Verhältnissen zu schlagen. Tatsächlich aber liefen die Dinge anders. Im Sommer 1914 war nach längeren Verhandlungen eine deutsch-englische Verständigung über die Bagdadbahn und die Zukunft des portugiesischen Kolonialbesitzes in Afrika bis dicht vor den Abschluß gebracht. England erkannte die Bagdadbahn als deutsches Interessenobjekt an und war selbst damit einverstanden, daß die Bahn auf türkischem Gebiet in Basra statt auf englischem in Kuweit enden sollte. Ob und wieweit dieses Abkommen von allen Mitgliedern des englischen Kabinetts ernsthaft und dauernd gemeint war, braucht hier nicht untersucht zu werden. In Rußland wirkte es auf jeden Fall alarmierend, denn man sagte sich dort, daß wenn Deutschland auch nur formell eine derartige englische Unterschrift unter sein wirtschaftspolitisches Orientprogramm erhielt, Rußland nicht mehr darauf würde rechnen können, Konstantinopel und die Meerengen für sich zu nehmen. Dieses Ziel aber verfolgte die russische Politik seit 1907 mit wachsendem Eifer. Daß Deutschland ihm hier im Wege stand, erfüllte alle politischen Kreise in Rußland mit höchster Leidenschaft. Auch hierfür ist Mitrofanows Brief ein klassisches Zeugnis. Jetzt, wo die Gefahr der deutsch-englischen Verständigung über eine so wichtige Orientfrage unmittelbar nahe gerückt erschien, entschloß man sich in Rußland, sofort um jeden Preis den Krieg herbeizuführen. Man glaubte sich selbst stark gerüstet, man glaubte Frankreichs sicher zu sein, und man hoffte, England, wie es tatsächlich geschah, mitzureißen. Das ist der Ursprung des Weltkrieges. Nicht England war der unmittelbar Schuldige, sondern Rußland. England hatte die Einkreisungsmaschine für sich gebaut, Rußland aber setzte sie gewaltsam für seine Ziele in Gang.

Diesen Zusammenhang zu überblicken, hätte auch in der Erregung der Tage unmittelbar vor und nach Ausbruch des Krieges nicht schwer sein sollen. Statt dessen wurde an der falschen Anlage der psychologisch-politischen Kriegführung, in der Hauptsache gegen England statt gegen Rußland, sofort klar, daß es unsre verhängnisvoll schwache Seite sein würde, im Kriege Politik zu machen. Ein unmittelbarer

Anlaß dieses besonderen Fehlers war, daß unsre Diplomatie nicht über die seit Jahr und Tag feststehende Entschlossenheit der Russen unterrichtet war, grundsätzlich die kriegerische Entscheidung in der Frage der Meerengen und des Balkans herbeizuführen. Anders als in England hatte die maßgebende Kriegspartei in Rußland die europäische Lage von 1907 an so verstanden, daß es nicht möglich sein würde, Deutschland und Österreich-Ungarn ohne Waffenentscheidung niederzudrücken. Man wußte, daß der Weltkrieg kommen mußte, wenn die russischen Ziele erreicht werden sollten; man war zum Kriege entschlossen und man wollte den Krieg. Daß der schwache Zar Nikolaus II. in der Kriegsfrage manchmal schwankte, blieb für die Entscheidung gleichgültig. Hätten die deutschen Diplomaten die Entwicklung der Dinge in Rußland begriffen, so hätten sie auch gewußt, daß schon lange nicht mehr der Zar und der Hof für die Grundlagen der russischen Politik maßgebend waren, sondern der nationalistisch und wirtschaftspolitisch bestimmte Wille der öffentlichen Meinung. An dieser wichtigen Stelle versagte bereits das Verständnis unsrer Diplomatie für die auswärtige Lage.

Nicht England hat im Sommer 1914 den Krieg gewollt und entzündet, sondern Rußland. Es ist denkbar, daß unter andern Umständen auch die englische Politik den Entschluß zum Kriege gegen Deutschland gefaßt hätte. Im Juli/August 1914 hat sie aber nicht planmäßig, sondern aus Schwäche es zum Kriege kommen lassen. Ohne Zweifel hätte sie den Krieg lieber verhindert, aber die russische Kriegspartei war der stärkere und rücksichtslosere Teil. Das hätte man bei uns deutlich erkennen und dementsprechend hätte man unsre öffentliche Meinung richtig lenken müssen. Von Rußland verstand aber fast niemand etwas, und eine einflußreiche Richtung in unsrer Politik vertrat dazu noch den Gedanken einer „natürlichen" deutsch-russischen Freundschaft; eine Unmöglichkeit, wenn nicht schon früher, so doch auf jeden Fall seit 1907. Gegen England dagegen, das man zu kennen glaubte, richtete sich die populäre Abneigung. Anstatt die einzig richtige kriegspolitische Strategie zu befolgen, Rußland mit aller Kraft als den Verantwortlichen am Kriege hinzustellen, alle moralischen Register gegen den nichtswürdigen Zarismus zu ziehen, England dagegen als den schwächlich mitgeschleppten Helfershelfer der blutigen russischen Autokratie und der französischen Rachgier bloßzustellen, ließ man die Volksstimmung kopflos auf den falschen Strang laufen. Deutschland hätte es in der Hand gehabt, sich trotz Belgien von vornherein eine moralische Offensivstellung im Weltkriege zu sichern, wenn man es bei uns verstanden hätte, gleich in den ersten entscheidenden Augenblicken Rußland und England in die richtige taktisch-politische Distanz voneinander zu bringen. Auf diesen Gedanken kam niemand; psychologische Kriegführung lag uns nicht, und daß wir ihr Gesetz gleich anfangs nicht begriffen, war ein nur zu klarer Beweis dafür, daß die politische Denkweise in Deutschland in der Tat von der militaristischen verschlungen war.

Aus demselben Grunde begriff man bei uns von Beginn der Einkreisung an ihre ideenpolitische Gefahr nicht. Hätte man das getan, so hätte unter anderm auch nicht verborgen bleiben können, wie gefährlich die unverant-

wortliche alldeutsche Agitation sich auswuchs — gefährlich in dem Sinne, daß in den gegnerischen Ländern eine zielbewußte und einflußreiche Literatur entstand, mit dem Zweck, Deutschland im ganzen für die Torheiten der Alldeutschen, die offen das Programm einer deutschen Weltherrschaft aufstellten, verantwortlich zu machen. Zu spät haben wir während des Krieges erfahren, in welch systematischer Weise die Einkreisungspolitiker auch auf diesem Gebiet gegen uns gearbeitet hatten. An keiner Stelle begriff man das Gewicht der psychologischen Wirkungen für die Politik. Die Behandlung der Marokkosache, die Gedankenlosigkeit gegenüber der alldeutschen Gefahr und die Gefälligkeiten, die man bis zuletzt der russischen Regierung bei ihrem Kampf gegen die freiheitsfreundlichen oppositionellen Strömungen in Rußland erwies, zeigten das gleich unwidersprechlich. Niemand dachte daran, welch eine Waffe in einem Kriege mit Deutschland der Entente in die Hände gegeben war, wenn sie es vermochte, das politische Freiheitsideal als ihren Bundesgenossen aufzurufen, und niemand verstand, welch einen Gegenstoß gegen diese uns sehr gefährliche politische Strategie wir zu führen imstande waren, wenn wir die Verkoppelung der westlichen Demokratieen mit der östlichen Despotie richtig ausnutzten. Vor allen Dingen aber hatte niemand eine Vorstellung davon, daß auf diesem wie auf allen ähnlichen Gebieten bloße gelegentliche Bemerkungen in der Presse oder von der politischen Bühne herab nutzlos blieben, wenn nicht bestimmt geprägte Schlagworte nach der Methode der unermüdlichen, organisierten Wiederholung dem politischen Feldzug im ganzen dienstbar gemacht wurden. Gerade das war es, was die Feinde meisterhaft verstanden.

Das gleiche Unverständnis für die kriegspolitische Wirkung „moralischer" Tatsachen zeigte sich auch in der Einschätzung der Ereignisse in Belgien. Ob der Einmarsch in Belgien militärisch notwendig war oder nicht, mag hier dahingestellt bleiben. Hielt man ihn aber für notwendig, so mußte von dem Tage an, wo er für den Fall des Zweifrontenkrieges in Aussicht genommen war, seine moralisch-politische Begründung ebenso fertig sein, wie der Plan zu der militärischen Handlung. Eine schlagende, diplomatisch verwertbare Analogie gab es in dem Vorgehen Englands gegen Dänemark im Jahre 1803: der königlichen Proklamation, die das Bombardement von Kopenhagen rechtfertigte, und der Parlamentsdebatte unmittelbar nach dem Ereignis, wobei der leitende englische Minister und die Redner der Mehrheit ohne Umschweife den Grundsatz vertraten, im Interesse der Sicherheit des Vaterlandes hätten alle völkerrechtlichen und moralischen Bedenken zurückstehen müssen. Es wäre daher nur nötig gewesen, das Bekenntnis des Reichskanzlers, daß wir gegenüber Belgien ein formales Unrecht begingen, mit einer ausführlichen und schlagenden Berufung auf jenes etwas über hundert Jahre zurück von England selbst verkündete Prinzip zu verbinden, und die Gefahr, die uns von der moralpolitischen Ausnützung des Angriffs auf Belgien bevorstand, wäre großenteils im voraus beschworen gewesen*).

*) Näheres über die Behandlung des Kopenhagener Vorgangs im dritten Kapitel in dem Vortrage: „Zum Kampf um den Frieden."

Diese Denkweise bei uns, die nicht einfach oder gar nicht darauf kam, daß wir von Anfang an auf den Gewinn der moralischen Offensivstellung und auf die richtige Einschätzung der Macht der Ideen hätten bedacht sein sollen, die die Entente gegen uns kämpfen ließ, nennen wir mit Fug und recht militaristisch. Sie allein, nicht der zu Unrecht angegriffene straff soldatische Zug in unsrer nationalen Art, ist es gewesen, die unser Unglück verschuldet hat. Alle unsre maßgebenden Instanzen, unsre politischen und militärischen Leiter wie unsre öffentliche Meinung, begriffen gleich schlecht, daß die Feinde den Krieg gegen Deutschland, den sie mehr oder weniger zugestandenerweise aus materiell-politischen Gründen angefangen hatten, damit sie ihn fortsetzen konnten, mehr und mehr mit dem Charakter eines um der großen moralischen Idee willen geführten Krieges zu durchtränken versuchten. Daß Rußland die Herrschaft am Bosporus und am Balkan und die Zerdrückung Österreich-Ungarns wollte, bezweifelte niemand; ebenso daß Frankreich für die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens und für die Revanche kämpfte. Sogar in England gab man sich anfangs nicht einmal konsequent die Mühe, den Wirtschaftscharakter des Krieges gegen Deutschland zu verdecken. Sagte doch selbst der Minister Grey vor der Kriegserklärung im Parlament, England könne ruhig in den Krieg gehen, weil seine wirtschaftliche Schädigung im Fall der Teilnahme kaum größer sein würde, als wenn es beiseite bliebe. Das war gesprochen von dem alten englischen Standpunkt aus, der einen Volkskrieg für England überhaupt nicht kannte, sondern nur Kriege mit der Flotte und mit einer bezahlten Söldnerarmee. Für einen Volkskrieg wäre ein Gesichtspunkt, wie Grey ihn zur Begründung des Kriegsentschlusses vorbrachte, unmöglich gewesen. Bald genug aber, und am meisten in England, merkte man, daß bei der ungeheuren und unvermuteten Stärke Deutschlands der glückliche Ausgang des Krieges, den man für sicher gehalten hatte, aufs höchste in Frage stand. Man mußte daher zu den stärksten Mitteln greifen, um erstens die eigenen Völker, vor allen das englische, willig zu machen, die unermeßliche, lang dauernde Last des Krieges zu tragen, und zweitens die ganze Welt noch mehr als bisher als moralischen und materiellen Teilhaber gegen Deutschland zu gewinnen. Das konnte nur geschehen, wenn man dem Krieg soviel wie möglich den Charakter des Menschheitskampfes für eine große Idee gegen Deutschland als den Feind der Menschheit gab. In England und in den übrigen Ländern der Entente scheute man sich von Anfang an nicht, alle Mittel der Unwahrhaftigkeit, der tendenziösen und der verleumderischen Darstellung anzuwenden, um in diesem Sinne Stimmung gegen Deutschland zu machen. Daß es glückte, war zum großen, wenn nicht zum entscheidenden Teil die Schuld unsres Militarismus in dem oben festgestellten Sinne, als dessen äußerste Ausartung die alldeutschen Torheiten sich erwiesen. Was beim Feinde aber anfangs nur Hilfsmittel gewesen war, das wurde bald immer mehr zum Prinzip des Kampfes gemacht. Außer der alldeutschen Literatur brauchte man dazu soviel wie möglich deutsche Greuel, deutsche Beweise für die Unmenschlichkeit des deutschen Krieges und für die feindlichen Absichten Deutschlands

auf die Freiheit der Welt. Zwei große Ziele mußten drüben erreicht werden, wenn man den Krieg noch gewinnen wollte: die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in England und die Hineinziehung der Vereinigten Staaten Amerikas in den Kampf. Beides gelang in der Hauptsache dadurch, daß es dank unsrer militaristischen Blindheit möglich wurde, Deutschland als den gemeinsamen Feind der Menschlichkeit und Völkerfreiheit zu zeichnen.

In Deutschland verstand man von dieser ungeheuer gefährlichen Wendung der Dinge nicht viel mehr, als daß eine Flut von Lüge gegen uns ausgeschüttet wurde. Man begriff wenig oder gar nicht, daß Dinge wie der U-Bootkrieg, die Zeppelinangriffe auf England, die Fortführung der belgischen Arbeiter zu Zwangsarbeiten nach Deutschland und ähnliches mehr, abgesehen von dem militärischen Erfolg, dem diese Maßnahmen dienen sollten, von den Feinden auch als starke Mittel benutzt wurden, um die Welt davon zu überzeugen, der Kampf gegen Deutschland sei eine sittliche Pflicht aller Völker. Der Untergang der Lusitania durch den Torpedoschuß eines deutschen Unterseeboots ist vielleicht von englischer Seite mit Absicht herausgefordert worden, indem man das Schiff, nachdem es in die Gefahrenzone eingetreten war, mit verminderter Geschwindigkeit und ohne Bewachung fahren ließ. Daß sich dann noch ein deutsches Telegraphenbureau finden würde, das in die Welt hinaustelegraphierte, die Katastrophe sei in Deutschland mit Jubel aufgenommen worden, war allerdings vermutlich mehr, als die kühnsten Politiker in England zu hoffen gewagt hatten. Solch eine einzelne Tatsache kennzeichnet aber besser als lange Erläuterungen die Verständnislosigkeit, die bei uns in bezug auf die kriegspolitischen Wirkungen bestimmter Maßnahmen herrschte. Man verstehe recht: Nicht der Entschluß zu diesen oder jenen Kriegshandlungen und Methoden mit Rücksicht auf ihren militärischen Zweck wird hier kritisiert, sondern das ungenügende Nachdenken darüber, ob der kriegerische Erfolg einer Sache oder ihre kriegspolitischen Nachteile größer sein würden. Konnte man mit den Zeppelinangriffen England so treffen, daß es nachgab, dann war diese Methode trotz ihrer Härte richtig, denn sie kürzte den Krieg ab; erreichte man das Ziel nicht, so war die Gefahr größer als der Nutzen, denn die Erbitterung über die Angriffe nährte den englischen Kriegswillen ganz außerordentlich. Dazu kam, daß an den maßgebenden Stellen in Deutschland der Wert der moralischen Offensive nach wie vor nicht eingesehen wurde. Wie man es nicht verstanden hatte, die moralische Schwäche auszunützen, die der Entente durch das Bündnis mit dem Zarismus anhaftete, so verstand man es auch nicht richtig, trotz aller gelegentlichen Deklamationen, die moralische Verwerflichkeit des Hungerkrieges gegen das deutsche Volk, die deutschen Frauen und Kinder, die Alten, Kranken und Schwachen, systematisch als wirksame Waffe zu benutzen. Zwar wurde öfter gesagt, der U-Bootkrieg sei bedingt durch den Hungerkrieg, aber es wurde nicht dafür gesorgt, daß in der diplomatischen Vorbereitung sowohl des gewöhnlichen als auch des verschärften U-Bootkrieges jeden Augenblick seine ausschließliche Bedingtheit durch die barbarische Kriegsmethode

des Feindes klar hervortrat. Viel zu laut konnten sich die Stimmen äußern, die den U-Bootkrieg in seiner schärfsten Form an sich rühmten und höchste Befriedigung über ihn äußerten. Viel zu sehr verkannte man die Gefahr, die damit verbunden war, das militaristische Prinzip so dem politischen voranzustellen.

Ihren Höhepunkt erreichte die Fehlerhaftigkeit unsres politischen Denkens in der Frage des Eintritts der Amerikaner in den Krieg. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen amerikanischen Stimmen — gehören doch selbst uns früher befreundete amerikanische Politiker von Ruf zu ihnen — recht haben, die da meinen, bei richtigem politischem, das heißt kriegspsychologischem Verfahren wäre es möglich gewesen, den verschärften U-Bootkrieg durchzuführen, ohne daß Amerika seine Neutralität in der halben Art, die ihr von Anfang an eigen war, aufgab. So aber, wie von unsrer Seite Amerika gegenüber verfahren wurde, war das Unheil unvermeidlich. Mochte man auch nicht eine direkte Täuschung Amerikas zum bloßen Zeitgewinn für den U-Bootkrieg beabsichtigen, so war doch bei dem absoluten Überwiegen der militaristischen Grundsätze über die politischen, das in unsrem Verfahren sich ausdrückte, ein solcher Eindruck unvermeidlich. Zu dem falschen Urteile und der falschen kriegspolitischen Haltung gegenüber Rußland und England gleich nach dem Ausbruch des Krieges gesellte sich zweieinhalb Jahre später die beispiellos falsche Beurteilung Amerikas. Selbstverständlich wollte die amerikanische Politik es von Anfang an nicht zu einem wirklichen Siege Deutschlands über England und Frankreich kommen lassen. Einen solchen hätte die Vermittlung des Präsidenten Wilson, an der diesem seinerzeit sehr viel lag, auch sicher zu verhindern gesucht. Trotzdem wäre bei einem Friedensschluß, wie er damals, im Winter von 1916 auf 1917, unter amerikanischer Vermittlung nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich war, ein großer und tatsächlicher Erfolg des Krieges, die uneingeschränkte Behauptung unsrer Stellung bei Schwächung Rußlands und Frankreichs, uns sicher gewesen. Hätten wir es damals verstanden, Politik zu machen, statt Militarismus, so hätten wir diese Frucht unsrer Tapferkeit und Organisationskraft verdientermaßen ernten können. So aber wie wir handelten, spielten wir absichtlich dem Feind in die Hände, und wir waren nicht einmal imstande zu beurteilen, welche Kraft wir der Kreuzzugsidee gegen Deutschland durch unsre Herausforderung Amerikas gaben. Von allen Unterschätzungen unsrer Gegner, die wir uns haben zuschulden kommen lassen, ist die der Amerikaner die verhängnisvollste gewesen, und zugleich diejenige, bei der sich am deutlichsten gezeigt hat, daß wir nur mit der Waffe, nicht mit dem Mittel der politischen Idee, Krieg zu führen verstanden. Die Mißachtung der Idee hat uns überwältigt. Es ist Torheit, zu glauben, daß es den Gegnern ohne Anrufung der Idee gelungen wäre, all die Kraft aufzubringen, die ihnen für den Sieg nötig war. Daß wir nicht begriffen, wieviel von der feindlichen Stärke darauf beruhte, daß jene es verstanden hatten, Ideen für sich kämpfen zu lassen, hat uns den Sieg gekostet.

Eins der am meisten erschütternden Beispiele dafür, wie unfähig wir

waren, das Gewicht der Ideen im Weltkrieg zu benutzen, und wie dadurch selbst unsre Siege Momente der Gefahr für uns erhielten, ist der Friedensschluß von Brest-Litowsk. Daß es möglich wurde, ihn im feindlichen und im neutralen Auslande, ja sogar in Deutschland selbst, als einen Gewaltfrieden und als Beweis für Deutschlands Maßlosigkeit hinzustellen, ist nur durch das ungeheure Ungeschick gekommen, mit dem man es zu vermeiden verstand, den Frieden als das erscheinen zu lassen was er war: die Befreiung der bisherigen russischen Fremdvölker vom großrussischen, moskowitischen Joch. Nichts wäre leichter gewesen, als Deutschland bei den Verhandlungen vom ersten Augenblicke an als den Wortführer der Völkerfreiheit gegen die Unterdrückung handeln zu lassen. Tatsächlich war es ja die Wirkung unsres Sieges, daß Ukrainer, Polen, Litauer, Balten, Letten, Esten, Finnländer, Georgier, Armenier, Muhammedaner von der großrussischen Zwingherrschaft frei wurden, und daß, wie es richtig ausgedrückt worden ist, durch den Sturz des russischen Zwangsstaates auf dem ganzen Raum zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean die Möglichkeit nationaler Staatenbildung entstand. Um das unwidersprochen vor der Welt deutlich zu machen, wäre nur etwas politische Geschicklichkeit bei den Verhandlungen und die Einsicht nötig gewesen, daß kein militaristisches Zwangsregiment in den besetzten Gebieten des Ostens geführt werden durfte.

Die abgründige Ungewißheit über die russischen Dinge, die bei uns herrschte, äußerte sich schon in unsrer falschen Haltung gegen Rußland beim Beginn des Krieges. Als die Revolution ausbrach, wirkte sie weiter. Versuchte man doch bei einer der Armeen im Osten die revolutionären russischen Soldaten dadurch zu beeinflussen, daß man ihnen in einem entsetzlichen Russisch zusammengestoppelte Zettel hinüberschickte, die bösen Engländer hätten ihren guten Zaren abgesetzt! Ebensowenig wie gegen die Russen trafen wir den richtigen politischen Ton gegen die Fremdvölker. Den Krieg in Polen begannen wir 1914 mit der Niederbrennung der polnischen Stadt Kalisch. Russische Provokateure schossen aus den Häusern, um uns zu dieser Tat zu verleiten, mit der wir gleich die Erbitterung der Polen erregen sollten und erregt haben. Als uns die Ukrainer gerufen hatten, damit wir sie gegen die Bolschewisten schützten, wußten wir nichts Besseres zu tun, als mit unseren Soldaten der Rada Gewalt anzutun, die schon im Begriff war, an ihren eigenen Unfähigkeiten zu sterben; den Entschluß aber, ukrainische Volkspolitik zu machen, das Verlangen der Bauern nach Land und den Wunsch der ukrainischen Führer nach Sicherheiten gegen Moskau zu fördern, dazu konnten wir uns nicht entschließen. In Litauen wurde ein ganz unsinniges Regiment geführt, im baltischen Gebiet wurde alles sofort auf die Zwangsgermanisierung der Letten und Esten angelegt. Überall war ein maßloser politischer Unverstand am Werk und lieferte den Feinden brauchbare Waffen auf dem Gebiet, das wir, sobald wir verstanden hätten, politisch statt militaristisch zu denken, als Ausgangsbasis für die wirksamsten moralischen Offensiven hätten benutzen können.

Weil der militaristische Gedanke, d. h. die Vorstellung, alles mit der Waffe und mit der Zwangsorganisation machen zu können, über die politische

Idee vorherrschte, schätzten wir notwendig die feindlichen Kräfte falsch ein. Das galt für England erst in der Wehrpflichtfrage, dann als man glaubte, England in sechs Wochen oder in sechs Monaten durch die U-Boote niederdrücken zu können. Das galt weiter, als man den Fehler machte, gleichzeitig die Amerikaner in den Krieg zu treiben und zu verkündigen, ihre Teilnahme am Kriege sei gleichgültig, weil sie nicht rechtzeitig würden kommen und weil sie überhaupt nichts würden leisten können. Und das wurde gesagt, nachdem wir die Erfahrung mit der englischen Wehrpflicht schon hinter uns hatten! Die letzte Gelegenheit endlich, den politischen über den militaristischen Verstand siegen zu lassen, wurde versäumt, als man im März 1918 die große Offensive begann, ohne vorher durch eine offene und gemäßigte Erklärung über die deutschen Kriegsziele den Verteidigungscharakter unsres Krieges unwiderlegbar deutlich zu machen und ohne durch einige energische Schritte auf dem Gebiet der unvermeidlich gewordenen inneren Umwandlungen den Feinden auch nach dieser Richtung hin den moralischen Wind aus den Segeln zu nehmen. Eine kluge Politik wäre damals sogar wahrscheinlich imstande gewesen, den Krieg für Deutschland günstig zu beenden, ohne daß es überhaupt noch einmal zum Schlagen kam. Hätte aber doch geschlagen werden müssen, so hätte die wirksamste aller moralischen Offensiven die militärische begleitet!

Was die Macht einer Idee, selbst wenn sie mit noch soviel Phrase, Brutalität und Eroberungsbegier verquickt ist, in der Geschichte und besonders in der Kriegführung bedeutet, das hätten wir aus den französischen Revolutionskriegen lernen können. Die undisziplinierten, schlecht gerüsteten und schlecht ausgebildeten Heere der Franzosen siegten damals im Laufe weniger Jahre entscheidend über die ältesten und berühmtesten Heere des alten Europa und konnten Länder erobern, ebenso groß wie das einstige Frankreich. Das kam, weil sie die Idee der Volksfreiheit vor sich hertrugen und damit die innere Kraft des Widerstandes, den die alten Mächte ihnen leisteten, im voraus brachen. Trotz aller Plünderungen und Gewalttaten der Revolutionsheere auf deutschem, belgischem, holländischem, italienischem Boden waren die größere innere Kraft und der Glaube der Völker an die von Frankreich ausgehenden Güter doch auf der französischen Seite. Wäre das nicht gewesen, so hätten Preußen und Österreich nicht vor der Revolution zurückweichen müssen. Ähnlich ist es auch im Weltkrieg gegangen. Nicht die Überlegenheit der Waffen gab den Feinden den Sieg, sondern der Glaube der feindlichen Völker, daß sie für eine bessere Idee kämpften, als wir. Das Niederdrückende und Verzweifelte dabei ist, daß, wenn je ein feindlicher Sieg über uns *nicht* erfochten zu werden brauchte, es dieser war, denn wären wir nicht im Bann des militaristischen Gedankens gefangen gewesen, hätten wir rechtzeitig das Gesetz der politischen, das heißt der moralischen Offensive begriffen, so hätten wir das Übermaß von Unwahrhaftigkeit, das auf der feindlichen Seite mitwirkte, leicht dazu benutzen können, um die geistige Grundlage des Kampfes in einem für uns entscheidend günstigen Sinne zu verschieben. Mit dem geistlosen Gewaltprinzip nach außen und mit der Ablehnung

der Erweiterung der Volksrechte im Innern zu siegen, war aber unmöglich.

Als der Krieg begann, durfte man glauben, daß Deutschland siegen und sich endgültig unter den Weltvölkern durchsetzen würde. Wir hatten wahrhaftig keinen Angriffskrieg unternommen. Wir hatten über vierzig Jahre Frieden gehalten, und wir hielten Frieden noch zu einer Zeit, als es klar war, daß die kriegerische Entladung des gespannten Zustandes der Welt sich nicht würde vermeiden lassen. Als der Weltkrieg ausbrach, wurde er uns geschenkt als Verteidigungskrieg, denn indem wir Österreich-Ungarn deckten, verteidigten wir uns selbst. Einsichtige deutsche Patrioten haben in den schicksalsschweren Tagen, im Sommer 1914, gefürchtet, daß die Situation, die Deutschland moralisch so zweifellos ins Recht setzte, vorübergehen könnte, ohne daß das unvermeidlich gewordene Gewitter sich entlud, und daß wir später einmal weniger günstig dastehen könnten. Hätte jemand geahnt, mit welch furchtbarem politischem Ungeschick wir den Krieg führen würden, dann hätte er freilich ganz anders denken müssen.

Trotzdem, und trotz der furchtbar schweren Erfahrungen nach außen und noch mehr nach innen, die wir im letzten Stadium des Krieges gemacht haben, wird für die Zukunft die Summe der politischen Aktiva, die sich schließlich für uns ergeben müssen, die der im Augenblick schwer lastenden Passivposten überwiegen. Die russische Gefahr sind wir los; wir sind und bleiben voraussichtlich nach Osten rückenfrei, können nicht mehr wie früher eingekreist werden und brauchen keinen Zweifrontenkrieg mehr zu fürchten. Polen und Tschechien, von denen manche glauben, sie würden einen neuen slawischen Wall im Osten um uns bilden, sind dazu nicht massig genug und werden überdies nie ihre wirtschaftsgeographische Abhängigkeit von Deutschland abstreifen können. Die Vereinigung mit dem österreichischen Deutschtum, die seit der Revolution unausbleiblich erscheint, wird uns auf jeden Fall einen starken nationalen Auftrieb geben. Daß England die zweite und Amerika die erste angelsächsische Großmacht geworden ist, bildet keinen Nachteil für uns, denn zwischen Amerikanern und Engländern sind große, zwischen Amerikanern und Deutschen gar keine natürlichen Interessengegensätze vorhanden, und Amerika liegt geographisch neutral, England im höchsten Grade geographisch gefährlich zu Deutschland. Dazu haben wir soviel innere Kraft gezeigt, daß wir hoffen dürfen, uns in einem Menschenalter oder selbst schneller von den schlimmsten Folgen des Krieges zu erholen. Im Leben des Einzelnen ist das viel, im Leben eines Volkes wenig. Daraus schöpfen wir Kraft, auf die Zukunft zu hoffen.

Daß Deutschland heute, wo diese Zeilen geschrieben werden, nicht nur Republik ist, sondern sogar unter dem Zeichen der roten Fahne steht, braucht den Glauben an die bessere Zukunft noch nicht zu beeinträchtigen. Die Farben Schwarz-Weiß-Rot, die das Reich bei seiner Gründung 1871 vom Norddeutschen Bund übernahm, sind vergangen und werden nicht wiederkommen. Das Deutsche Reich von damals, das nun auch schon der Geschichte angehört, hatte mit dem alten wenig mehr gemein, als den Namen. Auf der einen Seite war es ein weit stärkeres Gebilde insofern, als faktisch der größte

Einzelstaat, der doppelt so groß war als alle übrigen Glieder zusammen, die Reichspolitik leitete; auf der andern aber nur ein unvollständiges Deutsches Reich, denn ein großer Teil des deutschen Volkes stand unter einer andern Reichsfahne, der schwarz-gelben Österreichs. 1848 verfolgte man das Ziel, alle Deutschen nicht nur in einem kraftlosen deutschen Bund, sondern in einem wirklichen Reich zu einigen. Das scheiterte, weil außer den Mittel- und Kleinstaaten zwei Großmächte mit eigener Politik sich in den Bestand des deutschen Volkes teilten. Das Gewaltmittel, die eine von beiden nach ihrer militärischen Niederlage aus Deutschland auszuschließen, ihre deutschen Angehörigen mit Slawen und Magyaren zur Bildung einer zweiten mitteleuropäischen Großmacht zusammenzuschließen, war notwendig, *solange sich im eigentlichen Osteuropa der russische Koloß drohend erhob. Diese Gefahr besteht nicht mehr.* Rußland ist zusammengebrochen, und welches auch immer die Geschicke seiner jetzt auseinandergefallenen Bestandteile sein mögen — Mitteleuropa hat auf absehbare Zeit von dorther nichts mehr zu befürchten. Das alte Wort, wenn Österreich-Ungarn nicht bestände, so müßte es erfunden werden, gilt deshalb nicht mehr und wir können unbesorgt die Deutsch-Österreicher zu uns nehmen. Damit wird ein Staat geschaffen, der nach vielen Jahrhunderten es erst wirklich wieder verdient, ein Deutsches Reich zu heißen.

Die Farben der deutschen Einheit sind *Schwarz, Rot und Gold*. Sie kamen zusammen mit dem deutschen Einheitsgedanken vor hundert Jahren auf. Nichts ist natürlicher, als daß das deutsche Volk im ganzen sie jetzt wieder annimmt. Sie bedeuten das Bekenntnis zur nationalen Idee gegenüber der internationalen, deren Symbol die rote Fahne ist. Auch der größte Teil der deutschen Sozialdemokratie hängt, bewußt oder unbewußt, am deutschen Gedanken. Trotzdem war es natürlich, ja unvermeidlich, daß, als die Revolution glückte, auch das Feldzeichen der Partei, die sie machte, das rote Banner, emporstieg. Es wird uns nicht schrecken, wenn nur diejenigen, die es aufpflanzen, sich dabei auch ihrer Verantwortung für den deutschen Staat und das deutsche Volk bewußt bleiben. Indes, solange es über Deutschland weht, bleibt eine Lebensfrage für uns doch in der Schwebe: *die nationale!*

Nicht das ist für die Zukunft Deutschlands die Hauptsache, welche Produktionsformen und sozialpolitischen Einrichtungen wir erhalten. Das sind teils Fragen der praktischen Zweckmäßigkeit, teils des sittlichen Gewissens. Daß die bisherige bürgerliche Wirtschaftsweise einen starken Ruck nach der sozialistischen Seite hin erhalten würde, war auch ohne die Revolution klar. Dieser Ruck wird jetzt noch stärker sein. Wie stark er werden und wie schnell das Tempo der jetzt bevorstehenden sozialökonomischen Entwicklung sein darf, das zu erwägen und zu bestimmen, ist eine verantwortliche Sache. Fehler in dieser Richtung können verhängnisvolle Folgen haben. Fehler allein sind es auch, die man fürchten darf, nicht Opfer. Wer sich vor Opfern scheut, ist ein untaugliches Glied am Volkskörper. Viel entscheidender aber, ja einzig entscheidend, ist das Schicksal der nationalen Idee.

In der Kundgebung des Prinzen Max von Baden, die jetzt eben erschienen ist, findet sich der Satz, der Patriotismus des deutschen Volkes sei während des Krieges mißbraucht worden. Das ist richtig. Wir würden hoffen, daß der Völkerbund ein Mittel gegen die Wiederholung solcher Dinge sein wird, wenn nicht die Behandlung Deutschlands durch seine Feinde jetzt vor dem Friedensschluß zeigte, daß der wütende Nationalismus und das Verlangen, nicht nur das bisherige Deutschland, sondern auch das deutsche Volk als solches zu demütigen und es der Not auszuliefern, über Menschlichkeit und Völkerbundideale triumphiert. Vielleicht aber wird die Kraft der großen Idee mit der Zeit auch beim Völkerbund innerlich wirksam werden. Nur eins darf man dabei nicht glauben, daß nämlich der Volksgedanke jemals auf dem Wege zu den idealen Zielen der Menschheit im einzelnen wie im ganzen entbehrt werden könnte.

Jedes Volk hat einen gewaltigen erarbeiteten Besitz an geistigen Gütern, die eng mit seinem nationalen Bewußtsein zusammenhängen. Die stärkste der Kräfte, die heute in der Menschheit wirksam sind, um Leistungen idealer Hingabe zu erzeugen, ist die Liebe zum Volk und zum Vaterland. Das Volkstum aufzugeben ist unmöglich. Kein Volk ist dazu bereit, und wollten wir Deutschen damit den Anfang machen, so würden wir elend, mißachtet und ausgebeutet zugrunde gehen. Verwirklicht sich jetzt aber endlich das so lange erstrebte und schon verloren geglaubte Ziel der nationalen Einigung, kommen die Deutsch-Österreicher zu uns, werden wir ein geschlossenes Volk von achtzig Millionen, dann werden wir imstande sein, Unermeßliches auch für den Menschheitsgedanken zu leisten. Das wird aber nur möglich sein, wenn wir zunächst für den Wiederaufbau unsres eigenen Staates, unsrer eigenen Wirtschaft, unsrer eigenen nationalen Geltung unter den Völkern der Welt arbeiten. Für dieses Ziel ist das einigende Zeichen die schwarz-rot-goldne Fahne.

Bei alledem aber müssen wir aus den furchtbaren Erfahrungen des Weltkriegs noch eins berücksichtigen, wenn wir wieder emporkommen wollen. Wir müssen lernen, an die Macht der Ideen in der Politik zu glauben und den Militarismus auf das Gebiet beschränken, das ihm zukommt. Waffenernst und Waffenfreude sind ein notwendiges Element unsres nationalen Kraftgefühls und müssen es bleiben. Die militaristische Art hat aber weit darüber hinausgegriffen und alles Verständnis für die Bedeutung der Politik im Kriege verschlungen. Das habe ich seit dem Beginn des großen Ringens in meiner bescheidenen täglichen Arbeit mit zunehmendem Schmerz verspürt. Als ich mich überzeugte, daß es unmöglich war, an der gewählten Stelle etwas zu nützen, bin ich gegangen. Einiges von dem, was ich während der Zeit und nachher — vergeblich! — geschrieben und geredet habe, um denjenigen, die es anging, bessere Wege zu zeigen, unterbreite ich auf den nachstehenden Seiten dem Urteil des Lesers.

Den 23. November 1918.

Zweites Kapitel

Auslandsdienst

Nach Ausbruch des Krieges war ich erst kurze Zeit in der Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamts und danach vom Oktober 1914 bis zum Februar 1917 in der dem Auswärtigen Amt angegliederten Zentralstelle für Auslandsdienst mit dem Studium des ausländischen — feindlichen wie neutralen — Pressematerials und unsrer darauf gegründeten Propaganda beschäftigt. Die großen und im Laufe der Zeit nicht wesentlich gebesserten Unvollkommenheiten in der Einrichtung dieses Stücks unsrer politischen Arbeit, die Erkenntnis, daß es mir trotz aller Bemühungen nicht möglich war, etwas für die Verbesserung der Organisation zu erreichen, dazu die Andeutung von amtlicher Stelle, daß meine anfangs erbetene Mitarbeit nicht länger erwünscht sei, veranlaßten mich schließlich dazu, der persönlich unbefriedigenden und sachlich zwecklosen Tätigkeit zu entsagen. Trotzdem waren die dort zugebrachten Jahre mir nicht verloren, denn sie haben mir einen gründlichen Einblick in die schwierigen und wichtigen Probleme verschafft, um die es sich bei diesem Zweig der auswärtigen Politik handelt.

Von den vielen vergeblichen Bemühungen, die ich an amtlichen wie an nichtamtlichen Stellen gemacht habe, um etwas zur Besserung der Verhältnisse zu erreichen, lege ich in diesem zweiten Kapitel einige vor. Es versteht sich von selbst, daß aus persönlichen und sachlichen Rücksichten unmittelbar nach Beendigung des Krieges vieles nur auszugsweise gegeben werden kann. Das gilt namentlich für eine Denkschrift über den deutschen Auslandsdienst vom Juni 1915 an das Auswärtige Amt, deren nicht mitgeteilte Stücke sich auf die Organisation des Presse- und Nachrichtendienstes im Auslande, auf den Ausbau eines Instituts für Auslandsdienst in der Heimat und auf die Zentralstelle beziehen.

Den ersten Versuch, für die Verbesserung der Organisation der Zentralstelle das Interesse eines maßgebenden Mannes zu gewinnen, machte ich durch einen Brief vom 22. Januar 1915. Darin sprach ich mich zum Schluß folgendermaßen aus:

„Der entscheidende Mangel der Organisation liegt darin, daß an so vielen verschiedenen Stellen ohne einheitliche Leitung und ohne klare Verteilung der Verantwortlichkeit gearbeitet wird. Gegenüber diesem Grundfehler tritt alles andre, treten auch die verschiedenen Personenfragen an

Wichtigkeit zurück. Ich wiederhole, daß ich in keiner Weise den guten Willen und ernsten Eifer bestreite, die überall am Werke sind, aber ich kann weder mir selbst noch Ihnen verhehlen, daß die Erfolge dieser ganzen Art von Auslandsarbeit gering sind, und daß ausgesprochene Mißerfolge teils schon klar vorliegen, teils unausbleiblich bevorstehen. Ich bedaure das umsomehr, weil diese Mißerfolge nicht durch die Natur der Dinge, sondern durch die Fehlerhaftigkeit des Betriebes im ganzen hervorgerufen werden. Bei besserer Einrichtung des Auslandsdienstes würden die großen aufgewandten Geldbeträge ungleich erfreulichere Früchte bringen können. Es erfüllt mich mit wirklichem Schmerz, zu sehen, wie in einer so wichtigen Sache Fehler auf Fehler gehäuft werden, und das umsomehr, weil ich klar voraussehe, daß eine scharfe Kritik nicht ausbleiben wird, sobald die Verhältnisse wieder rückhaltlose Aussprachen in der Presse und der sonstigen Öffentlichkeit gestatten werden. Diese Kritik wird man, wenn die Dinge so bleiben, wie sie jetzt sind, wenig Stichhaltiges entgegenzuhalten imstande sein, ... und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie an maßgebender Stelle bei Gelegenheit diesen meinen Standpunkt andeuten wollten."

Eine Änderung herbeizuführen gelang mir nicht, ebensowenig wie durch einen zweiten Brief vom 29. März 1915, den ich an eine einflußreiche Persönlichkeit in nichtoffizieller Stellung richtete, um durch deren Vermittlung Zugang zu den entscheidenden Instanzen zu gewinnen. Bei zweckmäßiger Organisation hätte damals, mit den Erfahrungen einer achtmonatigen Arbeit im Auslandsdienst, schon eine Summe von positiven politischen Wirkungen erreicht werden müssen. Davon aber war keine Rede, und ich konnte ohne Übertreibung in meinem Briefe schreiben:

„Wenn jemand einen Preis dafür hätte aussetzen wollen, die ganze deutsche Auslandsbeeinflussung trotz guter Einzelkräfte und bedeutender Geldmittel so unzweckmäßig und so unwirksam zu gestalten, wie nur möglich, so hätte man es, um den Preis zu verdienen, auch nicht viel anders anfangen können, als jetzt geschieht. Es ist geradezu ein Jammer, daß kein Mensch da ist, der genug Zeit, genug Einsicht, genug Willen und genug Autorität in sich vereint, um etwas Vernünftiges an die Stelle des jetzigen Chaos zu setzen. Für mich wird diese Zeit dauernd eine Erfahrung darstellen, wie unvernünftig und zweckwidrig eine Sache von der größten Wichtigkeit bei uns angefangen werden kann ... Wie schön muß es doch sein, einen ganz großen Betrieb so nach dem reinen Prinzip der Zweckmäßigkeit einrichten zu können, wie Sie in Ihrem Reich das zu tun imstande sind!"

Auch das Bemühen, auf dem Wege über eine militärische Stelle wenigstens dahin zu kommen, daß ein zweckdienliches Zusammenarbeiten der verschiedenen mit dem Auslandsdienst befaßten Organisationen erreicht würde, blieb ergebnislos. Ich skizzierte in diesem Brief die mangelhafte Methode und die dementsprechend geringe Bedeutung der Arbeiten für den Auslandsdienst, während die gesammelten Erfahrungen und das wachsende

Material in der Frage der Auslandsbehandlung es hätten ermöglichen sollen und können, daß Bedeutenderes zustande kam. Schon damals wurde mir aber klar, daß es wohl vergebliche persönliche Mühe bleiben würde, die ich mir um die Änderung des unbefriedigenden Standes der Dinge gab. Ich schrieb:

„Je deutlicher ich die Natur der Aufgabe übersehe, das Ausland durch Preßtätigkeit im weitesten Sinne zu beeinflussen, desto weniger erträglich wird es für mich, innerhalb einer Organisation arbeiten zu sollen, die zwar diesen Zweck verfolgen soll, in Wirklichkeit aber nicht Organisation, sondern die vollendete Desorganisation ist ... Ich bin mir allerdings durchaus bewußt, daß es jetzt sehr schwierig ist, eine Änderung des vorhandenen Zustandes herbeizuführen, und ich halte es für so wenig wahrscheinlich, daß während des Krieges eine Organisation zustande kommt, die diesen Namen verdient, daß ich schon so gut wie entschlossen bin, mich möglichst für meine Person aus der völlig unbefriedigend gewordenen Arbeit herauszuziehen ... Natürlich wird es sicher nicht von heute auf morgen möglich sein etwas für die Besserung der Dinge zu tun, natürlich gehören Sie auch zu den Menschen, die viel mehr Arbeit als Zeit haben, und natürlich stelle ich mir nicht vor, daß wir beide uns nur zusammenzusetzen brauchten, um alles in Ordnung zu bringen. Auf der andern Seite stehen Sie an einer so bedeutenden Stelle, daß es möglicherweise hinreicht, wenn Sie von einer Sache wissen, um bei Gelegenheit diese Sache auch zu fördern ..."

Auch diese Zeilen blieben ergebnislos wie die vorigen. Heute, indem ich auf meine Versuche, etwas zu erreichen, zurückblicke, wird mir nachträglich klar, daß sie bei dem System und bei den Persönlichkeiten, um die es sich handelt, vergeblich bleiben mußten. *Gegen das System kann der einzelne nicht an.* Dem System aber ist jetzt durch stärkere Kräfte sein Ende geworden. Der Antwort auf die Frage, wie es in Zukunft besser gemacht werden muß und kann, sollen die folgenden Blätter dienen.

Denkschrift an das Auswärtige Amt über den deutschen Auslandsdienst vom 23. Juni 1915

(*Auszug*)

So gut wir militärisch und finanziell für den Krieg vorbereitet waren, so wenig waren wir es in allem, was mit dem Pressedienst zusammenhängt. Was die Beeinflussung der öffentlichen Meinung des Auslandes in der Presse und mit ähnlichen Mitteln angeht, hatten wir den Krieg schon verloren, bevor er begonnen war, und der Sieg unserer Gegner war so vollständig wie nur möglich.

Einer der hauptsächlichsten Gründe für unsere Niederlage war der Mangel an materiellen Mitteln für den Pressedienst in der Richtung auf das Ausland. Ein zweiter Grund war die nicht durchweg genügende Erkenntnis sowohl der Größe, als auch der besonderen Natur der zu bewältigenden Aufgabe.

Drittens endlich darf nicht verkannt werden, daß die weithin in der Welt gegen Deutschland sich richtende Stimmung zum Teil auf tiefern Grundlagen beruhte. Der Zug der Zeit geht auf die Demokratisierung staatlicher Einrichtungen hin. Deutschland und Österreich-Ungarn haben sich bisher diesem Zug mit Erfolg widersetzt.

Von französischer wie von englischer Seite war seit Jahren, ja seit Jahrzehnten, die eigene und die fremde Presse geschickt und umfassend, mit gewaltigen Geldmitteln und mit raffinierter Beherrschung der Volkspsyche, gegen Deutschland bearbeitet und aufgereizt worden. Es hat bei uns in der Zeit vor dem Kriege nicht an Stimmen gefehlt, die darauf aufmerksam machten und eine planmäßig-zielbewußte Gegenorganisation im deutschen Interesse verlangten. Ganz zuletzt war man auch im Begriff, einiges in der notwendigen Richtung zustande zu bringen, aber es war zu spät. Was vorher geleistet war, litt unter dem Mangel an Mitteln und Organisation und reichte daher nicht entfernt an das Erforderliche heran.

Der Erfolg der eifrigen feindlichen Arbeit und des fatalen Geschehenlassens bei uns zeigte sich darin, daß mit einigen wenigen Ausnahmen beim Ausbruch des Krieges das gesamte „neutrale" Ausland mit seinen Sympathieen auf seiten der Gegner Deutschlands stand, die Ziele der deutschen Politik, den Charakter des deutschen Volkes und den Stand der deutschen Kultur in falschem und feindseligem Lichte erblickte, ja direkt auf die Niederwerfung Deutschlands hoffte. An diesem Stand der Dinge hat sich auch bis heute, nachdem der Krieg bald ein Jahr gedauert und die deutsche Gegenarbeit in der Presse sich ebensolange abgemüht hat, nichts Entscheidendes geändert. Es bedarf keiner weitern Ausführungen darüber, daß die durch das englisch-französische System der Pressebearbeitung erzeugte Feindschaft gegen Deutschland ein politischer Faktor von bedeutendem Gewicht zu unsern Ungunsten ist, und es ist klar, daß die Stärke der feindlichen Position für uns um so schädlicher ist, als die Presse im Auslande eine im Vergleich zu Deutschland noch bedeutend größere Macht darstellt und in den romanischen Ländern (aber auch in Nordamerika) nicht nur die Stimmung der Masse beherrscht, sondern auch unmittelbaren politischen Einfluß ausübt.

Als der Krieg ausbrach und wir uns darüber klar wurden, wie unfreundlich, feindlich und gehässig uns die Stimmung des Auslandes fast durchweg gegenüberstand, schob man diese Tatsache auf den „Lügenfeldzug", den die feindlichen Agenturen Reuter und Havas gleichzeitig mit dem Ausbruch des Krieges gegen uns eröffneten. Man bedachte dabei aber zu wenig, daß ein durchschlagender Erfolg des wie auf ein gegebenes Signal gegen Deutschland ins Werk gesetzten Lügenüberfalls nur möglich war, wenn die Feinde den Boden des Auslandes schon seit lange systematisch bearbeitet hatten, während von unserer Seite nichts entsprechend Wirksames geschehen war. Schon aus diesem Grunde konnte die nun schnell mit unvorbereiteten Kräften, mangelhaften Verbindungen und noch mangelhafteren Anknüpfungspunkten unternommene Gegenaktion nicht viel helfen. Mit dem größten Eifer machten sich Berufene und Unberufene daran, das Ausland über die deutschen Dinge „aufzuklären", die „Wahrheit ins Ausland" zu

schicken und so weiter. Die allermeisten gingen dabei von der harmlos unzutreffenden Annahme aus, es genüge, die „Wahrheit" dem Auslande mitzuteilen, um die feindliche Unwahrheit wirkungslos zu machen. Diese Hoffnung war aus dem Grunde eitel, weil der Boden des Auslandes vorher auf das sorgfältigste für die plötzlich und massenhaft ausgestreute Saat der Feindschaft gegen Deutschland präpariert worden war. Schon deshalb hatten die deutschen Bemühungen großenteils fürs erste ohne Erfolg bleiben müssen.

Dazu kam, daß meist eine verkehrte Methode eingeschlagen wurde. War früher zu wenig geschehen, so geschah jetzt viel zu viel. Die Masse sollte es bringen und ungeheure Stöße wahllos zusammengeraffter Zeitungen und sonstiger Drucksachen wurden über das Ausland hinweggeschüttet. Damit sollten die Ausländer für Deutschland „gewonnen" werden, was natürlich mißglückte. Man schickte deutsche und fremdsprachliche Schriften, aber die Übersetzungen waren längere Zeit vielfach so schlecht, daß sie nur Spott hervorriefen. Diese Art von Aufklärungsarbeit mit verkehrten Mitteln berücksichtigte nicht die Volkspsychologie des Auslandes, namentlich der Nordamerikaner und der meisten Romanen, schadete statt zu nutzen und rief den Eindruck der Schwäche und des Buhlens um die Gunst der andern hervor. Viel Geld und Arbeit wurden nutzlos vertan. Nach und nach kam mehr Ordnung in den Wirrwarr, aber selbst die noch so gut organisierte Verteilung von deutschen und fremdsprachlichen Zeitungen, Flugblättern und Broschüren wird für sich allein nie entscheidenden Wert haben.

Soll die Meinung des Auslandes nachhaltig und kräftig beeinflußt werden, so kann das nur in der politischen und wirtschaftlichen Presse des Auslandes und durch die Berufsjournalisten und Schriftsteller des Auslandes selbst geschehen, die in der Sprache, in der Denkweise und vom Interessenstandpunkt ihres Landes aus schreiben. Diese zu gewinnen, darauf also kommt es ganz wesentlich an. Selbst die hervorragendsten deutschen Gelehrten und Schriftsteller von Weltruf, die vor dem Kriege viele Schüler und Bewunderer im Auslande hatten, werden jetzt von den Ausländern nur als einseitige Vertreter des deutschen Standpunktes gewertet. Allmählich hat man das bei uns eingesehen und Beziehungen zu fremden Journalisten zu gewinnen versucht. Hier und da ist es geglückt, und hier und da sind auch die günstigen Folgen bemerkbar geworden, aber nicht selten haben auch Ungeschick, Übereifer und Taktlosigkeit der beauftragten Mittelspersonen Schaden statt Nutzen angerichtet. Vor allen Dingen ist es nicht gelungen, die für Deutschland gewonnenen Blätter mit ähnlichem Geschick, wie unsre Feinde das verstehen, der Massenstimmung in diesem oder jenem Lande anzupassen und ihnen dadurch einen wirklichen Leserkreis zu schaffen. Die deutschfreundlichen Zeitungen werden wenig gekauft und wenig abonniert, so daß sie ihr Dasein in der Hauptsache durch die Zitate in der deutschen Presse bekunden, und so wird der irrige Eindruck erweckt, als ob etwas Beachtliches geschehen sei, während sich in Wirklichkeit wenig geändert hat. Hierbei muß zugegeben werden, daß es schwer ist, etwa für Deutschland gewonnene Blätter im Auslande der Menge schmackhaft zu machen, weil die bei uns

bestehenden politischen Zustände nach ihrer Eigenart Massenstimmungen vielfach nicht entsprechen. Es ist aber möglich, auch in dieser Beziehung Vorhandenes in ein günstigeres und objektiv richtigeres Licht zu setzen.

In der inländischen, dem Auslande zugänglichen Presse wie in den deutschfreundlichen Auslandszeitungen wird ferner nicht mit der systematischen Einheitlichkeit gearbeitet, durch die sich die Methode unsrer Feinde auszeichnet. Dort werden Wochen und Monate lang stets einige bestimmte Ideen schlagwortartig immer von neuem mit wechselnden Beispielen und Belegen behandelt, bis sich die gewünschte Vorstellung als fixe Idee nach Art einer Massensuggestion in den Köpfen festgesetzt hat. Der Pressefeldzug unsrer Feinde war vom ersten Tage an einheitlich auf die Erzeugung solcher Massensuggestionen hin geleitet. In den ersten Kriegswochen war es der „Bruch der belgischen Neutralität", dann die „Kriegsgreuel in Belgien", dann der „Kampf gegen die Barbaren" und daneben klang als nie endendes Leitmotiv die „Befreiung der Welt vom preußischen Militarismus". Unser Pressefeldzug dagegen verzettelte sich; es blieb bei einzelnen Vorstößen und die wirkungsvollsten Angriffe verpufften, weil sie nicht lange und nicht umfassend genug von den verschiedensten Zeitungen im gegenseitigen Auseinandersetzen, Beistimmen, Polemisieren aufgenommen und weitergeführt wurden, vielmehr nach der einmaligen Behandlung eines Themas dasselbe bei uns als erledigt galt. So kann der feindlichen Suggestion keine deutsche Gegensuggestion entgegengestellt werden ...

Wollen wir eine Vorstellung davon gewinnen, welch eine Art von Organisation für die Beeinflussung des Auslandes bei uns geschaffen werden muß, so ist es gut, daß wir uns die Art näher vergegenwärtigen, wie die Gegenseite arbeitet. Der Feind ist in der Hauptsache der englische und französische Kabeldienst und die englische und französische Presse. Wir hatten im Weltdepeschendienst tatsächlich so gut wie nichts zu sagen: Reuter hat die angelsächsische Welt und den fernen Osten, Havas die romanische Welt und den näheren Osten monopolisiert, dazu die Petersburger Agentur einen Teil von Asien. Die englische Presse hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr nach amerikanischer Art in der Weise entwickelt, daß der gründliche Leitartikel dem kurzen Entrefilet mit sensationellen Überschriften Platz macht und dadurch eine zwar brutale, aber wirksame Suggestion der Massen erzeugt wird. Diese Entwicklung wurde dadurch noch verstärkt, daß sich das englische Preßwesen immer mehr in ganz wenigen Händen zentralisierte. Man braucht nach dieser Richtung hin nur „Amalgamated Preß", die „Associated Newspapers Limited", die „Times Publishing Company" und Namen wie Northcliffe, Cadbury und Rowntree zu nennen. Wir betonten bereits die englische Gepflogenheit des Arbeitens mit wiederholten, auf die Emotion der Masse berechneten Schlagworten. Nachdem sich eine so weitgehende Zentralisierung und Amalgamierung des englischen Zeitungswesens, und zwar nicht nur in Großbritannien, sondern auch in den Kolonieen vollzogen hat, ist es erst recht klar, daß ein derart geschlossener und einheitlich geleiteter Organismus die wenigen, aber wichtigen und wirksamen Begriffe und Schlagworte, auf die sich jede praktische Preßpolitik

von selber beschränken muß, noch ganz anders in die Gehirne der Massen hineintreiben kann, als dies schon vorher der Fall war. Gegen dieses System zu kämpfen, ohne es genau zu kennen und ohne die Mittel zur Abwehr quantitativ und qualitativ nach den Mitteln und Methoden des Feindes zu bemessen, ist an sich aussichtslos. Was vor dem Kriege in Deutschland dagegen geschah, konnte keine größere Wirkung hervorrufen, als wenn jemand Sandkörner gegen eine steinerne Mauer wirft.

Von sehr großer Bedeutung ist ferner der Umstand, daß die äußere Organisation der englischen Presse durch einen im ganzen, namentlich auch in gesellschaftlicher Beziehung sehr hoch stehenden, gut bezahlten und für seine besondern Aufgaben ausgezeichnet vorgebildeten Stand von Journalisten getragen wird. Die englischen Pressevertreter stehen aber nicht nur durch ihre allgemeine Befähigung, durch ihre Mittel und durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen besonders gut da, sondern sie ragen auch dadurch hervor, daß sie, abgesehen von gelegentlichen Ausnahmen, wo ein bedeutender Kopf seine eigene Politik machen will (Morrison in Peking!), die Anregungen und Winke ihrer Regierung ohne weiteres aufnehmen und mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit in ihren Blättern über die ganze Welt hin vertreten. Allerdings ist diese speziell englische Befähigung innerhalb der Presse das Ergebnis einer langen Entwicklung, namentlich ein Ergebnis des tatsächlichen Einflusses und des Gefühls bewußter politischer Mitarbeit und Mitverantwortlichkeit der großen Zeitungen. Wie weit wir in Deutschland von diesem Stande der Dinge noch entfernt sind, dafür gibt es eine nur zu große Fülle von Beispielen. Ein einziges, das typisch ist, sei genannt. Nach der Versenkung der Lusitania wußte ein deutsches Preßbureau nichts Besseres in das neutrale Ausland zu telegraphieren, als die Mitteilung, daß die öffentliche Meinung die lebhafteste Befriedigung über den Untergang der Lusitania äußerte. Natürlich bedurfte es nur der geeigneten Überschriften in der uns gegnerisch gesinnten ausländischen Presse, um sofort in aller Welt den Beweis für die barbarische Roheit unseres Empfindens zu geben. Auch unsre Zensur hatte nicht gemerkt, was sie da passieren ließ! Umgekehrt haben die englischen Pressevertreter ein besonders feines Gefühl für auswärtige Angelegenheiten, bei denen das englische Interesse im Spiele ist. Hierdurch am meisten hat sich die englische Preßorganisation eine Wirksamkeit über die eigentlichen Grenzen des britischen Weltreiches, das an sich schon den vierten Teil der bewohnten Erde umfaßt, hinaus erworben. Der innere Hergang dabei war meistens der, daß der englische Kabeldienst durch eine ganz bestimmte Auswahl und Gruppierung des Nachrichtenmaterials eine gewisse Stimmung erzeugte und den Boden vorbereitete, auf dem die danach ausgestreute journalistische Saat in Gestalt von Artikeln und Notizen gut aufgehen konnte . . .

Die englische Preßorganisation hat weiter dahin gewirkt, daß sie mit ihrer enormen finanziellen und sonstigen Leistungsfähigkeit auch in Paris, in Petersburg, in Rom, in Washington, in Ostasien und in den südamerikanischen politischen Zentren großen Einfluß auf die dortige Inlandspresse gewann. Diesem Einfluß ist hier und da im Auslande auch durch ge-

wöhnliche Bestechung und grobe materielle Vorteile nachgeholfen worden, aber selbst ohne solche Gründe erklärt sich die Stärke der englischen Presseeinwirkungen durch das hohe Ansehen der englischen Zeitungen und die in jahrzehntelanger Arbeit durch die englischen Journalisten geschaffene tatsächliche geistige Abhängigkeit der Auslandspresse. Dazu kommen speziell in Nordamerika englische Kapitalbeteiligung, die Sprachverwandtschaft und die vollkommene Infiltration des amerikanischen Nachrichtenwesens durch die englische Vermittlungsarbeit.

Lehrreich ist es auch, den französischen Auslandsdienst etwas näher kennenzulernen. Für ihn ist zunächst das „Institut de France" geschaffen, dessen Mitglieder Gelehrte, Künstler, Publizisten, aktive und inaktive Politiker, frühere Diplomaten, Minister und so weiter sind. Den Grundstock für die sehr bedeutenden Mittel des Instituts liefert der Staat; außerdem werden private Subventionen gegeben. Das Institut hat Zweigstellen in St. Petersburg, Moskau, Athen, Rom, Florenz, Turin und London. Man sieht, daß Italien besonders bearbeitet wird. Die Aufgabe des Instituts ist im allgemeinen Propaganda für die französische Kultur. Das geschieht durch Fühlungnahme mit den wissenschaftlichen und literarisch gebildeten Kreisen der zu beeinflussenden Länder, durch Vorlesungen und Veröffentlichungen aller Art; auch durch sehr gute französische Sprachkurse. Bei der Eröffnung des Instituts in St. Petersburg war der Erfolg der Kurse sofort entschieden. Das Institut dehnt aber seine Tätigkeit auch noch auf weitere Länder aus: Rumänien, Argentinien, Brasilien und so weiter, indem es Persönlichkeiten von literarischem Rufe dorthin entsendet und Vorlesungen über französische Kultur und Literatur halten läßt. Dabei wird vor allen Dingen der Gedanke des Zusammenhanges der lateinischen Nationen unter geistiger Führung Frankreichs verbreitet.

Neben dem Institut de France besteht ferner die „Alliance française". Der Zweck dieser Vereinigung ist sowohl Stärkung des französischen Geistes in Frankreich selbst, als auch seine Ausbreitung außerhalb Frankreichs. Die Ausgaben werden teils durch private Zuwendungen, namentlich Vermächtnisse bestritten, teils gleichfalls vom Staat. Mitglieder sind hauptsächlich Literaten und Journalisten. Die Alliance française veranstaltet zunächst Kurse zur Pflege der französischen Sprache und des französischen Geistes in der Heimat. Außerdem entsendet sie Vortragende zu demselben Zweck in alle wichtigen fremden Länder.

Die Agenten des Instituts de France und der Alliance française im Auslande zeichnen sich bei ihrer Arbeit durch die große Geschicklichkeit aus, mit der sie ihre Propaganda für Frankreich mit Rücksichtnahme auf die Eigenliebe und das Selbstgefühl ihrer Zuhörer verbinden. Politisches Geschick, suggestive literarische Formen und gewinnende Methoden des persönlichen Umgangs zeichnen die französische Werbetätigkeit im Auslande überhaupt aus. Bei deutschen Verbänden gibt es leider Beispiele für das Gegenteil. Wo die Franzosen arbeiten, ist stets nur von gemeinsamen Kulturidealen und von geistigen Beziehungen zwischen Frankreich und den übrigen Ländern die Rede. Alles Grobe, Aggressive, alles was nach direkten politischen An-

sprüchen schmeckt, wird vermieden. Um so größer ist der tatsächliche Einfluß. Er wird natürlich dadurch noch weiter verstärkt, daß in vielen auswärtigen Ländern große französische Finanzinteressen bestehen, so in Südamerika. Auch die bedeutenden französischen Zeitungen sorgen von sich aus dafür, daß die romanischen Nationen Amerikas ihre Angelegenheiten besonders gut bei Frankreich aufgehoben glauben. Regelmäßig wird dem lateinischen Amerika ein großer Teil des Raums der hervorragendsten Blätter gewidmet. Dazu kommt, daß fast der ganze Buchhandel für diese Gebiete in Paris zentralisiert ist. Das meiste, was die Südamerikaner an Büchern und Broschüren zu lesen bekommen, wird in Paris gedruckt und über Spanien verschickt.

Wenn wir uns all diese Leistungen der französischen kulturpolitischen Werbetätigkeit vor Augen halten, namentlich die Arbeit des „Instituts de France", so dürfen wir uns natürlich nicht einbilden, es sei leicht, etwas Ähnliches zu schaffen. Die Überlegenheit der Franzosen beruht auf drei praktischen Vorzügen, die sie für die in Rede stehende Aufgabe vor uns voraus haben. Der erste Vorzug ist der weite geschichtliche und sprachliche Hintergrund ihres Einflusses. Französisch ist mehr als zwei Jahrhunderte lang die Weltsprache der Gebildeten gewesen, namentlich aber die Sprache der Diplomaten und Vornehmen. Der Westfälische Friede war das letzte große Aktenstück, das in der alten Sprache des internationalen Verkehrs der oberen Stände, dem Lateinischen, abgefaßt worden ist. Seitdem wurde das Französische herrschend. Zweitens besitzen wir nicht die oberflächlich faszinierende Werbekraft der französischen „Culture". Sie ist es, die aus Paris wohl noch auf lange hinaus das „Mekka der Zivilisation" im französischen Sinne machen wird, das heißt den Platz, der eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf wohlhabende und vergnügungssüchtige Leute aus aller Herren Länder ausüben wird. Ein drittes Moment der Überlegenheit bei den Franzosen ist endlich das Werbemittel der Rassenverwandtschaft. Wenn in der französischen Propaganda die Gemeinschaft der Kulturinteressen der „romanischen Rasse" ins Feld geführt wird, so haben wir dem einstweilen nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Auch wenn die Engländer in ähnlichem Sinne, wie die Franzosen von der romanischen, von ihrer angelsächsischen Rasse sprechen und darunter Amerika und die großen englischen Tochtervölker jenseits des Ozeans mitbegreifen, so liegt in diesem Gedanken allein für sich schon eine gewaltige Werbekraft, über die wir bei unserer Arbeit nicht verfügen.

Es wäre also durchaus verkehrt, wenn wir uns die Aufgabe, unter so viel ungünstigeren Bedingungen den Wettkampf mit unsern Gegnern doch aufzunehmen, als leicht vorstellen wollten. Sie ist nicht leicht, sondern sie ist ungeheuer schwer. Trotzdem muß sie unternommen werden.

Gegenüber der bedingungslos stärkeren Ausrüstung unsrer Gegner in dieser Beziehung und gegenüber einer Organisation, die außerdem beinahe über sämtliche Kabellinien der Welt verfügt, müssen wir uns solange im Hintertreffen befinden, wie wir uns nicht klar machen, daß mangelhafte Kenntnis und Unterschätzung des Gegners not-

wendig zu Versuchen mit untauglichen Mitteln und zu Niederlagen führen müssen. Vor allen Dingen müssen wir begreifen, daß wir solange stets im Nachteil bleiben werden, wie wir uns darauf beschränken, die gegnerischen Aktionen und Angriffe bloß abzuwehren. Alles was wir auf diesem Wege erreichen, wird nicht viel über den Abdruck von ein paar amtlichen Dementis, an einer möglichst versteckten Stelle oder mit höhnischen redaktionellen Randbemerkungen, hinausgehen — und auch das nur in den krassesten Fällen. Die auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrungen sprechen nachgerade deutlich genug. Die beste Deckung ist der Hieb. Nur daß der Hieb in diesem Falle die Gestalt eines förmlichen, organisierten, langvorbereiteten und mit großen Mitteln zu führenden Feldzuges annehmen muß.

Der größte Vorteil, den Engländer und Franzosen in ihrem Diskreditierungsfeldzuge gegen uns genossen haben, und noch auf lange hinaus genießen werden, ist die viel größere Vertrautheit des Auslandes mit der englischen und französischen Sprache im Vergleich zur deutschen. Infolgedessen sind ihre Preßerzeugnisse, Zeitungen, Broschüren, Journale und Bücher, dem Auslande viel zugänglicher als die unsrigen. Neulich brachte zum Beispiel die „Revue des deux Mondes" ein Blatt als Beilage: die Photographie des Originaltextes der Neutralitätserklärung für Belgien von 1832, mit den Unterschriften und Siegeln der damaligen Vertreter der Mächte, die die Deklaration unterzeichneten — von zwei dicken, sich kreuzenden Federstrichen durchstrichen! Sehr tendenziös und unwahr zurecht gemacht, aber höchst wirkungsvoll von Rotterdam und Mailand bis Mexiko und Valparaiso! Solchen Fechterstücken können wir nichts entgegensetzen, was ähnlich wirke, denn kein deutsches Organ wird auch nur annähernd so weit gelesen und verstanden, wie die „Revue des deux Mondes".

Bis man im Auslande annähernd so viel deutsch versteht, wie man heute englisch und französisch versteht, wird, wenn es überhaupt dazu kommt, jedenfalls lange Zeit vergehen. Daraus folgt, daß wir Mittel und Wege suchen müssen, um mit dem Auslande in seiner Sprache zu reden und ihm in seiner Sprache ein Bewußtsein der deutschen Kulturwerte beizubringen. Um das zu erreichen, muß eine bedeutende Auslandspresse ins Leben gerufen werden, die unter deutschem Einfluß steht. Das kann nicht einfach dadurch geschehen, daß man Zeitungen oder Journale kauft oder gründet, ohne Rücksicht auf die Bedingungen, unter denen sie allein Erfolg haben können ... Die redaktionelle Leitung darf nur in der Hand Einheimischer liegen, die Geltendmachung der deutschen Interessen nur mit dem größten Takt und nur im Gewande der einheimischen Interessen erfolgen. Es kann um so sicherer geschehen, je mehr der betreffenden Nation tatsächlich damit gedient ist, daß sie mit Deutschland zusammengeht und sich um Deutschland kümmert. Unsre Gegner sind uns auf diesem Wege mit den wirksamsten Methoden und dem glänzendsten Erfolge vorangegangen.

Ferner ist notwendig die Schaffung einer umfangreichen Übersetzungs-

literatur aus dem Deutschen und einer ausgedehnten buchhändlerischen Organisation im Auslande zu ihrer Verbreitung, wiederum auf dem Wege, daß ausländische Stellen materiell an der Sache interessiert werden. Wie große Erfolge dadurch erreicht werden können, daß Gelehrte und Künstler von Ruf und propagandistischem Talent im Auslande Vorträge und Ausstellungen zugunsten ihres Heimatlandes veranstalten, haben uns die Franzosen gezeigt. Rumänien und Italien sind nicht zuletzt durch solche Mittel beeinflußt worden. Erleichtert wird ein derartiges Vorgehen auch noch dadurch, daß die Bildungsschicht in dem sogenannten neutralen Auslande in den meisten Ländern ziemlich dünn, wenig zahlreich und daher nicht übermäßig schwer in einer hinreichenden Zahl von Einzelpersönlichkeiten erreichbar ist.

Man darf sich nicht scheuen, in bezug auf die sogenannte Kulturpropaganda im allgemeinen sich der erprobten Mittel der systematischen Reklame zu bedienen. Bisher sind wir Deutschen auf diesem Gebiete zu kleinlich gewesen. Der intelligente Chef der Reklameabteilung eines Weltgeschäftes könnte nach dieser Richtung hin die besten Dienste leisten. Er kann natürlich nicht allein alles Erforderliche tun, aber Persönlichkeiten dieser Art sind als Mitarbeiter unentbehrlich. Auch die Gangbarkeit dieses Weges und die Erfolge, die auf ihm zu erreichen sind, haben uns unsre Gegner gezeigt. Wir unsrerseits müssen nur zusehen, daß wir imstande sind, die gegnerischen Methoden auch mit wirklichem Inhalt von geistig kulturellem Schwergewicht zu erfüllen.

Ganz unschätzbare Vorteile wird bei der Sinnesart der meisten in Betracht kommenden Völker die Propaganda des Bildes, der Illustration, der Postkarten, des Lichtbildervortrages, des Kinematographen bringen. Nur darf man nie die Absicht merken und über der Absicht verstimmt werden, Plumpheit kann alles verderben. Die Geschicklichkeit, mit der die Engländer und Franzosen die Bilderpropaganda handhaben, ist bewundernswert und die damit erzielten Erfolge lohnen den Aufwand auf das glänzendste. Bei uns sind während des Krieges einige Anfänge in dieser Methode gemacht worden, keineswegs erfolglose Anfänge, aber auch hier steckt alles noch in den Kinderschuhen.

Wir müssen unsre heimische Presse zu einheitlicher und zweckmäßiger Arbeit gegenüber der ausländischen öffentlichen Meinung anleiten; wir müssen bei uns für dauernde und enge Fühlung mit den Zeitungen und allen übrigen Organen der öffentlichen Meinung des Auslandes sorgen; wir müssen endlich die ausländische Presse für deutsche Interessen benutzen lernen.

Es versteht sich von selbst, daß alle diese Dinge nur dann so wirksam werden können, wie es nötig ist, wenn wir nach allen wichtigen Überseegebieten eigene deutsche Kabel bekommen und außerdem eine deutsche Depeschenagentur großen Stils.

Was zunächst unsern ersten Punkt betrifft, so kann die Anleitung der deutschen Presse nur von einer Stelle aus geschehen, die selbst hinreichend

mit dem allgemeinen Charakter und den wichtigen Einzelheiten der auswärtigen politischen Lage vertraut ist, und der außerdem ein reichliches und regelmäßiges Material zufließt. Daneben wäre ständige Fühlung mit den leitenden politischen und militärischen Instanzen in der Weise notwendig, daß in möglichst kurzen Zwischenräumen und in gemeinsamer Besprechung die Tageslage und die aktuellen Fragen erörtert werden, und daß festgestellt wird, welche Haltung der Presse auf den wichtigeren Gebieten empfohlen werden soll. Dies alles vorausgesetzt, sind weiter regelmäßige Konferenzen mit den Redakteuren der größeren Zeitungen notwendig, sowohl denen der Berliner Zeitungen als auch denen der in Berlin vertretenen großen Provinzblätter. Bei diesen Besprechungen sollten die leitenden Feuilletonredakteure zugezogen werden, damit auch das Feuilleton unter politischen Gesichtspunkten orientiert wird. Es versteht sich von selbst, daß diese ganze Aufgabe ein nicht gewöhnliches Maß von politischer Befähigung und pädagogischem Takt voraussetzt. Ganz ausgeschlossen ist es, sie in der Weise zu erledigen, daß die Zeitungsleute zur Amtsstelle zitiert werden, um autoritative Weisungen und Informationen entgegenzunehmen. Der Zweck kann überhaupt nur erreicht werden, wenn er auf der Grundlage des Vertrauens in die Einsicht und den guten Willen der Presse erfolgt, jeder „maßgebliche" Ton aber, jede Art Rüge von oben herab und was sonst in dieser Richtung liegt, vermieden wird. Ebenso muß auch der Schein fortbleiben, als ob Bevorzugungen oder Zurücksetzungen denkbar wären.

Um die zweite Aufgabe, allgemeine Fühlung mit der öffentlichen Meinung des Auslandes zu halten, erfolgreich zu bewältigen, muß man das Ausland vor allen Dingen genau kennen; um es zu kennen, muß man es studieren, und um die Ergebnisse des Studiums richtig zu verwerten, muß man geeignete Methoden suchen und brauchbare Mitarbeiter für den deutschen Auslandsdienst finden. Dann aber kann auch eine mannigfaltige und erfolgreiche Propaganda einsetzen . . .

Hiermit sind wir an einer im besondern Sinne entscheidenden Stelle. Fühlung zwischen Deutschland und dem Ausland heißt vor allen Dingen, in unserm Interesse gesprochen, daß das Ausland über den praktischen und ideellen Wert Deutschlands als einer großen Kulturmacht aufgeklärt wird. Daß es den Gegnern gelang, uns gerade als Kulturvolk zu diskreditieren, war ja mit ein Hauptgrund ihrer Erfolge in dem gegen uns unternommenen siegreichen Pressekampf. Es genügt nicht, daß unsre Zeitungen, unsre Gelehrten, unsre Künstler versichern, wir seien ein Kulturvolk, und am deutschen Wesen könne die Welt genesen. Wir müssen uns die peinliche, aber nicht zu bestreitende Tatsache vergegenwärtigen, daß unser Ruf als Kulturnation infolge der Unachtsamkeit, die wir in dem jahrzehntelangen feindlichen Bemühungen gegenüber gezeigt haben, erschüttert ist und erst wiederhergestellt werden muß, bevor wir von neuem ungehindert auf der Grundlage des gemeinsamen Kulturbewußtseins mit dem Auslande verhandeln können. Das klingt stark, ja unglaublich, aber es ist so. Ein Teil des Schadens wird voraussichtlich dadurch geheilt werden, daß der zu erwartende Sieg Deutschlands im Weltkriege das Ausland an sich bereitwilliger stimmen wird, sich

mit Deutschland zu beschäftigen. Nur dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß der uns zugefügte Schaden sehr tief geht und daß unsre Feinde, auch wenn sie besiegt werden, und dann erst recht, nichts versäumen werden, um uns noch weiter schlecht zu machen.

Die letzte Aufgabe, die direkte Benutzung der ausländischen Presse, erfordert vor allen Dingen sehr große Mittel und sehr genaue Kenntnis der zu bearbeitenden Gebiete. Es ist ganz ausgeschlossen, daß eine einzelne Persönlichkeit auch nur annähernd das Erforderliche leisten könnte, und ebenso, daß eine gut arbeitende Organisation auf der Stelle zu schaffen wäre. Man braucht eine ganze Anzahl von Sachverständigen, gutbezahlten Dezernenten, wenn irgend möglich nicht von beamteter Eigenschaft, Kenner der betreffenden Länder, ihrer Presse, ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, ihrer leitenden Persönlichkeiten, namentlich aber auch der feindlichen Gegenorganisation bis ins einzelne. Kenntnis des Auslandes aus längerem eigenen Aufenthalt ist für jedermann, der mit der Auslandspresse zu tun haben soll, absolut notwendig, aber Auslandsaufenthalt allein, ohne Gewähr für allseitig eindringende Beschäftigung mit den Problemen des betreffenden Gebiets, machen noch niemanden tauglich zum Dezernenten für den Auslandsdienst.

An erster Stelle wichtig ist die Fühlung mit der ausländischen Presse ... Die Zeitungen und die Presseleute müssen die Erfahrung machen, daß sie etwas Positives davon haben, wenn sie sich um Deutschland kümmern, mit deutschen Persönlichkeiten verkehren, deutschen Informationen ihre Spalten öffnen. Das Allerwichtigste ist die richtige Erkenntnis der Psychologie des Auslandes. Man muß zum Beispiel den Ausländern die Überzeugung beibringen, daß man sich in Deutschland für ihre Angelegenheiten interessiert, ihre Eigenheiten kennt und achtet, mit ihren Idealen und ihrer Geschichte vertraut ist und so weiter. Man muß wissen, wie wichtige historische Tatsachen und Eigenschaften von internationaler Bedeutung in französischen, englischen oder amerikanischen Schulbüchern behandelt werden, wie sich die dadurch erzeugte Auffassung des Auslandes von der deutschen unterscheidet, welche besonderen Verschiedenheiten des Standpunktes zu derartigen Fragen durch die ausländischen Parteiunterschiede bedingt sind und so weiter. Richtige Vorstellungen hiervon sind bereits imstande, uns starke Fehler in der psychologischen Behandlung des Auslandes zu ersparen. Man muß wissen, welche persönlichen und geschäftlichen Interessen hinter den einzelnen großen Zeitungen stehen und von welcher Seite her die leitenden Redakteure einer Beeinflussung zugänglich sind. Man muß wissen, auf welchen Punkten die öffentliche Meinung eines Landes besonders empfindlich und von woher sie zu gewinnen ist. Man muß die Geschichte der Länder, ihre Gedenktage, ihre Nationalhelden, ihre augenblicklichen Lieblinge im Kopf haben, und alles das berücksichtigen; nicht nur in den Beziehungen zur Presse des Landes, sondern auch für die Information der deutschen Zeitungen.

Wir müssen bereit sein, von unsern Feinden zu lernen. Jahrzehntelang ist die publizistische Auslandspolitik unsrer Gegner konsequent angriffsweise

vorgegangen. Während die Behandlung der öffentlichen Meinungen des Auslandes durch die englischen und französischen Preßstellen jede Gelegenheit aufsuchte und ausnutzte, um dem deutschen Interesse planmäßig Abbruch zu tun, ging man bei uns nur höchst selten über den Rahmen des offiziellen und formellen Dementis, dem fast nie eine durchschlagende Wirkung innewohnt, hinaus. Unsre militärischen Stellen haben den Grundsatz der Offensive in richtiger Erkenntnis seiner entscheidenden Wirkungskraft aufs höchste entwickelt. So hätte man auch auf dem Gebiete der Presse handeln sollen. Statt dessen ist rein bureaukratisch verfahren worden, nach dem Grundsatz der Verteidigung von Fall zu Fall — wenn bei der allgemeinen Zusammenhanglosigkeit dieser Art von Defensive überhaupt von Grundsätzen gesprochen werden kann. Es haben eben nur wenige erkannt, daß es sich auch hier um ein „Kampfgebiet" für Deutschland handelte, auf dem nach Kampfgrundsätzen zu handeln war, und die wenigen, die das einsahen, besaßen in ihrer Vereinzelung nicht die Macht, etwas Wirksames zu tun.

Der Geist des Angriffs war bisher das eine Moment der Überlegenheit bei unsern Gegnern. Außerdem aber, und das gilt namentlich für die große englische Presse, einschließlich der Kabelgesellschaften und Telegraphenagenturen, sind sie viel mehr als wir dazu befähigt, auf Grund eines umfassenden freien Einverständnisses politische Ziele mit derselben Energie und noch größerer Wirksamkeit zu verfolgen, als wenn eine formell gegliederte Organisation vorläge. Bei uns in Deutschland ist man nicht imstande, auf diesem Wege große Erfolge zu erreichen. Es fehlt an der festen politischen Tradition, es fehlt an der scharfen gemeinsamen Durchbildung des publizistischen Instinkts für alle Auslandsfragen, es fehlt teilweise an dem Wissen um die auswärtig-politischen Materialien, an den Mitteln, um fortlaufende Korrespondenzen von Bedeutung aus dem Auslande zu beschaffen und an der Einsicht, daß solche Mittel von größeren Zeitungen durchaus aufgewendet werden müssen.

Leider ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht viel Hoffnung vorhanden, daß wir schon in naher Zukunft im Auslande durch bessere, finanziell und gesellschaftlich höhergestellte Korrespondenten vertreten sein werden. Selbst Blätter ersten Ranges haben allen dahingehenden Anregungen Verständnislosigkeit entgegengesetzt. Die innere parteipolitische Zerrissenheit unsrer Verhältnisse und der daraus folgende eingeengte Horizont in auswärtigen Dingen berauben unsre Redaktionen und Verlagsanstalten in der Regel des notwendigen, in bezug auf Personen und finanzielle Erfordernisse so weitherzig wie möglich zu gestaltenden Urteils.

Selbst wo Mittel vorhanden sind, wird doch nicht darauf ausgegangen, die politischen Rivalitäten im Zeitungswesen der Heimat für den Auslandsdienst zurückzustellen und zum Beispiel durch Zusammenlegung des Aufwands verschiedener Blätter Zentralbureaus an den wichtigsten Auslandsplätzen zu schaffen. Auf diese Weise könnte eine große Anzahl von Zeitungen daheim zwar gleichzeitig und in übereinstimmender Weise, aber was doch die Hauptsache ist, g u t bedient werden. Nach der bei uns herr-

schenden Praxis aber ist das Ergebnis in der Regel eine nach Form und Inhalt mangelhafte Berichterstattung, der wirkliche Kenner der Verhältnisse nur geringen Wert beizumessen imstand sind ...

So sehr es zu bedauern ist, und so wenig leicht das Eingeständnis erscheint, so dürfen wir unsre Augen doch nicht vor der Tatsache verschließen, daß jetzt, nach zehnmonatiger Kriegsdauer, und nach allen Erfahrungen, die mit der starken Wirksamkeit der feindlichen und der mangelhaften unsrer eigenen publizistischen Gesamtorganisation gemacht worden sind, noch nichts Wirksames geschehen ist, um den deutschen Auslandsdienst soweit zu organisieren, wie das ohne unüberwindliche Schwierigkeiten auch schon während der Kriegsdauer hätte geschehen können. Das zusammenhanglose Nebeneinanderarbeiten, als Mißverhältnis zwischen der Fülle der gesammelten Anregungen und Erfahrungen auf der einen, den praktischen Maßnahmen zu ihrer Verarbeitung auf der andern Seite sind unbestreitbar. Der Zahl der brauchbaren, zum Teil hervorragenden arbeitswilligen Hilfskräfte, den aufgewandten und zur Verfügung stehenden großen Mitteln, dem Umfange der Aufgabe und der Menge geeigneter Anknüpfungspunkte stehen gegenüber die Summe versäumter Gelegenheiten, nicht beachteter Möglichkeiten, die Desorganisation der Arbeit und die kraftlos zu Boden gefallenen Anregungen: für denjenigen, der diese ganze Materie kennen gelernt hat, ein erschütterndes Bild! Die Sache ist um so trauriger, weil an vielen Stellen mit Eifer und Hingabe gearbeitet wird, auch Erfolge zustande kommen, Material und Erfahrung sich anhäufen, aber durch die Zersplitterung nur ein Teilergebnis von dem sich verwirklicht, was bei besserer Zusammenfassung geleistet werden könnte. Einmal, Ende September 1914, ist von einer Instanz, dem Reichsmarineamt, ein Versuch zur Zusammenfassung der Kräfte unternommen worden. Er hatte zwar zur Folge, daß reichere Mittel im ganzen für den Auslandsdienst zur Verfügung gestellt wurden, scheiterte aber, von anderen Schwierigkeiten abgesehen, in der Hauptsache, auf die es abgesehen war, daran, daß es nicht einmal gelang, an der entscheidenden Stelle zum Vortrag über das ganze Problem zu gelangen.

Es besteht also von Beginn des Krieges an die beklagenswerte und schlechthin unglaubliche Tatsache, daß es in einer Frage von der entscheidenden Wichtigkeit der publizistischen Beeinflussung des Auslandes, zu einer Zeit, wo es aufs höchste darauf ankam, alle verfügbaren Kräfte zusammenzufassen und zur Wirkung zu bringen, nicht geglückt ist, auch nur annähernde Einheitlichkeit der Arbeit zu erreichen. Infolgedessen ist das Meiste und Wichtigste, was hätte getan werden können und sollen, unterblieben oder nur auf verzettelte, verkümmerte, sich kreuzende Art und Weise zustande gekommen — und das, obwohl eine Fülle von Arbeitskräften und reichliche Mittel vorhanden waren.

Ohne dem einzelnen zu nahe treten zu wollen, läßt sich doch sagen, daß

nur innere Mängel in unserm Gesamtwesen ein derartiges Versagen, um nicht zu sagen eine derartige Katastrophe, erklären können. Zugegeben selbst, daß auf jeden Fall einige Monate erforderlich waren, um darüber ins klare zu kommen, wie der mit wuchtigen und wirksamen Schlägen arbeitenden feindlichen Organisation einigermaßen begegnet werden konnte, so müßte doch jetzt unsre Abwehrorganisation brauchbar sein, und vor allen Dingen müßte sie eine einheitliche Gestalt angenommen haben. Nichts davon ist aber der Fall. Unsre Kriegsrüstung nach dieser Seite hin ist so wenig wirksam, daß es schwer fällt, sich für eine Nation, die doch sonst über eine solche Fülle von Kräften verfügt, wie Deutschland, etwas vorzustellen, was im Vergleich zu den vorhandenen aber nichtorganisierten Hilfsmitteln schwächer wäre. Es hat etwas tief Unbefriedigendes, an einer Sache zu arbeiten, von der man sieht, wie wirksam sie gestaltet werden könnte und wie unwirksam sie unter den vorhandenen Umständen ist. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Preßorganisation während des Krieges geschrieben werden soll, so wird das Urteil über das Gesamtergebnis kaum genug kritisch ausfallen können, und die Kritik wird sich unter anderm auch dagegen zu richten haben, daß nicht nur das unterblieben ist, was nach der Natur der Dinge schwierig zu verwirklichen war, sondern auch das, was mit leichter Mühe hätte geschehen können.

* * *

(Hierauf folgen im Original die auf Seite 16 im zweiten Absatz genannten, hier nicht mitgeteilten Abschnitte. Die Denkschrift ging allen maßgebenden, für den Auslandsdienst zuständigen Stellen im Auswärtigen Amt zu. Beachtung hat sie nirgends gefunden.)

Drittes Kapitel

Moralische Offensive

Schreiben an den Reichskanzler Dr. Michaelis

(Auszug)

Winkhausen, Bezirk Dortmund, den 13. August 1917.

Hochgebietender Herr Reichskanzler,
Eure Exzellenz!

Der Zwang einer nicht leichten und nicht erfreulichen Pflicht des Gewissens bringt mich dazu, Eurer Exzellenz das Folgende zu schreiben. Ich glaube über manche auswärtige Fragen ein Urteil zu haben, da ich selber viel im Auslande gewesen bin, die auswärtige Politik seit langem studiere, insbesondere Rußland gut kenne und über zwei Jahre in der Zentralstelle für Auslandsdienst gearbeitet habe, die unter dem Auswärtigen Amt stand. Im Ergebnis dieser Beschäftigung mit unsrer eigenen sowie der fremden und gegnerischen auswärtigen Politik bin ich je länger desto mehr davon überzeugt, daß bei uns in bestimmter Hinsicht Unzulängliches geleistet wird — nämlich was den Pressedienst im allgemeinen und die Beeinflussung der Stimmung und öffentlichen Meinung des Auslandes im besonderen angeht. Soweit mein Urteil reicht, sehe ich, daß auf diesen Gebieten gefährliche Fehler schon vor dem Kriege gemacht worden sind, während des Krieges weiter begangen wurden und auch jetzt noch nicht vermieden werden.

Wenn ich es nun wage, Eurer Exzellenz hierüber zu schreiben, so geschieht es nicht, um den guten Willen und die Pflichttreue von Beamten des auswärtigen Dienstes anzugreifen — der Grund für die begangenen Fehler liegt tiefer — und auch nicht, um meine abgebrochene Verbindung mit dem Amt wieder aufzunehmen. Ich bin unabhängig gestellt, eigne mich wenig für eine beamtete oder beamtenartige Tätigkeit und denke nur mit Bedauern an die Stunden zurück, die ich in den Vorzimmern des Amtes zu einer Zeit nutzlos zubrachte, als ich noch glaubte, unter den damaligen Verhältnissen irgendwie mit meinen Gedanken durchdringen zu können. Nachdem Eure Exzellenz jetzt die Leitung der Reichspolitik übernommen haben, kann ich aber nicht anders, als Eurer Exzellenz bekennen, daß wir infolge unsrer mangelhaften Orientiertheit über die Psychologie fremder Völker nicht nur auf dem Gebiet der gewöhnlichen preßpolitischen Beein-

flussung des Auslandes, sondern auch auf dem der psychologisch-politischen Taktik im allgemeinen schlecht dastehen. Es ist das die Folge der im Durchschnitt nur geringen Erfahrung, die man in Deutschland bisher in diesen Dingen gehabt hat, daneben aber auch die Folge veralteter und ungenügender Methoden unsres politischen Auslandsstudiums und der Abneigung, Ratschläge zu beachten, deren Befolgung ein Abweichen von der im Amt herkömmlichen Arbeitsweise bedingen würde. Entschließt man sich hier aber nicht zu den notwendigen Änderungen, so wird der Schade sich noch vergrößern, und er wird auch früher oder später eine unerfreuliche aber verdiente Kritik an den Leistungen des Amts hervorrufen ...

Mir erscheint es natürlich sehr zweifelhaft, ob Eure Exzellenz sich bewogen fühlen werden, diesen meinen Ausführungen einige Aufmerksamkeit zu schenken, denn ich bin Eurer Exzellenz persönlich unbekannt ... Auch wäre ich aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage, einer Aufforderung zu entsprechen, etwa von neuem für das Amt zu arbeiten, und mich persönlich für Aufgaben im Sinne meiner Kritik zur Verfügung zu stellen. Sollten aber Eure Exzellenz trotzdem geneigt sein, mich zu einem Vortrage zu bescheiden, so stünde ich für einen solchen ... zur Verfügung. Im entgegengesetzten Falle bitte ich Eure Exzellenz, sich nicht erst die Mühe einer Antwort machen zu wollen.

Ganz gehorsamst

Lic. Dr. Paul Rohrbach.

Schreiben an den Unterstaatssekretär v. Grävenitz

(Auszug)

Berlin-Friedenau, den 10. September 1917.

Hochgeehrter Herr Unterstaatssekretär!

Für Ihre geneigte Zuschrift vom 25. August danke ich bestens. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß es für den Herrn Reichskanzler etwas Außergewöhnliches wäre, in grundlegenden politischen Fragen sich mit dem Urteil einer ihm nicht näher bekannten privaten Persönlichkeit zu befassen ...

Es gehört zu den nicht wieder gutzumachenden Fehlern unsrer auswärtigen Politik während des Krieges, daß man es unterlassen hat, rechtzeitige und geeignete politisch-psychologische Einwirkungen auf unsre Gegner vorzunehmen. Das beste Feld hierfür war und ist noch heute England, demnächst Amerika. Auch was die neutralen Nationen angeht, hätte viel geschehen können und ist viel versäumt oder auf ungeeignete Art versucht worden. Ich kann über diese Dinge urteilen, weil ich länger als zwei Jahre die Lektüre der feindlichen und neutralen Presse in der Zentralstelle für Auslandsdienst geleitet und mit vielen Unternehmungen unsrer Auslandspropaganda Fühlung gehabt habe. Dabei habe ich mich von zweierlei überzeugt: Erstens von der Möglichkeit, durch Aktionen politischer

Natur, in erster Linie durch Handlungen und Reden leitender Staatsmänner, auf den Kriegswillen und die Kriegsfähigkeit der uns feindlichen Staaten zu wirken, und zweitens von den Nachteilen, die sich auf diesem Gebiet als Folge davon einstellen, daß wir nichts Geeignetes unternahmen. Wiederholt habe ich auch versucht, Ausarbeitungen von Wichtigkeit, die über Fragen dieser Art von den Mitgliedern der damaligen Preßkontrolle bei der Zentralstelle für Auslandsdienst gemacht wurden, den leitenden Persönlichkeiten des Auswärtigen Amtes vorzulegen und sie auch sonst auf die Notwendigkeit einer mehr psychologisch gerichteten Politik hinzuweisen. Der Erfolg war leider stets negativ ...

Auch unsre öffentliche Meinung und die Presse waren in diesen Dingen unerzogen und unwissend. Das kann niemand wundern, der da weiß, daß die geistige Verfassung fremder Völker und die Möglichkeit, auf sie zu wirken, nur durch langen Aufenthalt im Auslande, durch das Studium der ausländischen Presse und der ausländischen politischen Methoden und eingehenden Verkehr mit den Fremden erworben werden kann. Leute, die über solche Erfahrungen verfügen, sind in Deutschland selten ... Das wirkt namentlich dann schlimm, wenn die höchsten Stellen der Reichsleitung mit Männern ohne eigene umfassende und vielseitige Auslandserfahrung besetzt sind, das meiste also auf die Anregungen von nachgeordneter Stelle ankommt...

Der schlimmste politische Fehler, den die Regierung in diesem Kriege begangen hat ... muß aber in der Vernachlässigung der moralischen Offensive gegen die uns feindlichen Mächte gesucht werden. Viel zu sehr hat man sich bei uns darauf beschränkt, über feindliche Verleumdungen zu schelten und sich in wenig geschickter Weise gegen sie zu verteidigen, anstatt die zahlreichen Gelegenheiten und das reichlich vorhandene Material für angriffsweises Vorgehen zu benutzen. Die Folgen davon zeigen sich in der Leichtigkeit, mit der ein immer größerer Teil der Welt gegen uns eingenommen werden konnte. Unsre sogenannte Auslandspropaganda war vom ersten Tage an der schwächste Teil unsrer Kriegführung, und ist es bis heute geblieben. Noch heute sind die psychologischen Gesetze, nach denen vorgegangen werden muß, nicht genügend begriffen. Eine gewisse Besserung wird behauptet, aber sie greift keinesfalls tief, und die starken Ungeschicklichkeiten und Versäumnisse der allerjüngsten Zeit zeigen, daß es immer noch hier am Besten fehlt. Die offensive Kriegführung auf politisch-psychologischem Gebiet muß von der Reichsleitung selbst in ununterbrochener Energie und weitgreifender Organisation zum Prinzip des Handelns gemacht werden: gegen Rußland und England, gegen Frankreich, Amerika und die kleinen Gegner. Noch zuletzt hat die verfehlte Behandlung einer so unvergleichlichen Gelegenheit wie des Geständnisses der Generale Ssuchomlinow und Januschkewitsch gezeigt, wie es nicht gemacht werden muß. Statt sofort eine Aktion im großen Stil durch die leitenden Stellen zu unternehmen, ließ man die Chance zwei Tage lang unbenutzt und erhielt dann die amerikanische Note, die im voraus pariert gewesen wäre, wenn man aus der Moskauer Verhandlung gleich am nächsten Tage gemacht hätte,

was aus ihr zu machen war. Fast eine Woche später kam dann der ganz ungeeignete und wirkungsschwache Versuch durch den Empfang des Direktors unsres offiziösen Telegraphenbureaus. Diese Art vorzugehen ist nutzlos, denn die Feinde haben als wirksames Kampfmittel dagegen das Totschweigen. Ein richtiges Mittel wäre die schleunige Zusammenberufung des Reichstages und die öffentliche dramatische Behandlung der Schuldfrage in dem Augenblick gewesen, wo die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erzwungen werden konnte. Überhaupt kommt es erst dann zu gehörigem Aufmerken des feindlichen und neutralen Auslandes, vor allen Dingen der in den feindlichen Ländern gegen die Kriegstreiber wirkenden Opposition, und ebenso werden erst dann die Presse draußen und die Parlamente dazu gezwungen, sich mit unsern Aktionen zu beschäftigen, wenn der Reichskanzler selbst, oder eine andre Persönlichkeit an oberster Stelle, womöglich im Reichstag das Wort nimmt. Selbst das bleibt nutzlos, wenn es nicht regelmäßig und methodisch, nicht zu den richtigen Zeitpunkten, nicht mit dem schlagendsten Material und mit wirkungsvoller Vorbereitung geschieht. Weil es nicht so geschehen ist, konnten die Feinde den falschen Satz von Deutschlands Schuld am Kriege, von Deutschland als der gesetzlosen und gewalttätigen, keine Verträge achtenden Macht der Welt einhämmern. Proteste dagegen genügen nicht, Verteidigungen und Widerlegungen genügen nicht; es bedarf des Angriffs, der dem Gegner das Gesetz des Handelns vorschreibt. Heute ist es zu spät, um durch die geforderte Methode noch einen vollen Sieg, so wie er in einem früheren Zeitpunkt möglich gewesen wäre, zu erlangen. Nicht zu spät aber ist es, um immer noch Erhebliches zu gewinnen. Vor allem gehört dazu Einsicht in das, was versäumt wurde, und Kenntnis der entstandenen Schäden und Verluste. Das muß verbunden werden mit einem so energisch wie möglich zu führenden Feldzug für die Wiederbelebung der allgemeinen Stimmung im Volk ... Auch einzelne militärische Erfolge von Bedeutung werden nicht imstande sein, die Stimmung nachhaltig zu bessern. Sie können mit Erfolg dazu benutzt werden, um den Boden für die Besserung zu bereiten; danach und daneben aber kommt es darauf an, daß die öffentliche Meinung merkt, die Regierung ist zwar zum Frieden ernstlich bereit, hat es aber verstanden, den Gegner so in die moralische Defensive zu drängen, daß er die Vorteile aus seiner bisherigen moralischen Offensivstellung verliert. Davon ist bisher trotz aller Bemühungen unsrerseits kaum die Rede, und ich kann zu meinem Bedauern nicht anders, als wiederholen, daß die Schuld hieran keineswegs aus unsrer an sich nicht günstigen Lage allein, sondern ebensosehr aus den dauernd begangenen Fehlern und Ungeschicklichkeiten folgt. Wenn über diese Dinge einmal öffentlich gesprochen werden wird, so wird sich die Regierung wahrscheinlich in einer Situation sehen, die wenig Möglichkeiten zu einer glücklichen Verteidigung aufweist.

Indem ich Ihnen, hochgeehrter Herr Unterstaatssekretär, diese leider nur zu ausführlich geratenen Ausführungen überreiche, schmeichle ich mir ebensowenig wie bei meinem Briefe an den Herrn Reichskanzler, mit der

besondern Hoffnung, sie könnten unmittelbar gewürdigt werden und den Anlaß zur Entwicklung unsrer politischen Methode in der fraglichen Richtung geben. Meine Erfahrungen haben mich bisher die äußerste Skepsis in bezug auf den Erfolg solcher nicht gewünschten Anregungen gelehrt. Trotzdem war ich nicht imstande, dem Wunsch nach augenblicklicher Zeitersparnis und Bequemlichkeit zuliebe die Aufzeichnung meines Standpunkts zu Ihrer und des Herrn Reichskanzlers immerhin möglicher Information zu unterlassen.

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Dr. Paul Rohrbach.

Vortrag in der „Deutschen Gesellschaft 1914" am 3. September 1917: Zum Kampf um den Frieden

Bei uns wird häufig schlecht Politik gemacht. Das ist etwas anderes, als wenn jemand sagt: bei uns wird schlechte Politik gemacht. Auf diese Frage, ob wir — über das Ganze gesehen — schlechte oder gute Politik machen, nach innen und außen, will ich nicht eingehen und bitte auch keine Urteile nach dieser Richtung hin, die in meinem Vortrage nicht enthalten sein sollen, aus ihnen zu entnehmen. Die Frage aber, ob eine beliebige Politik technisch gut oder schlecht gemacht wird, die ist erstens schon für sich ein wichtiges Thema, und sie hängt zweitens für uns eng zusammen mit dem Stoff für den heutigen Abend: „Zum Kampf um den Frieden". Wie kommen wir zum Frieden? Was haben wir für Mittel, das Zustandekommen des Friedens zu fördern: Mittel, die außerhalb der militärischen Sphäre liegen, und Mittel nicht zur Erlangung des Friedens schlechthin, sondern eines vorteilhaften, eines segensreichen Friedens?

Was erleichtert den feindlichen Kriegstreibern die Aufgabe, ihre eigenen Völker beim Kriegswillen zu erhalten, sie zusammenzuhalten und neue Kräfte für den Krieg gegen uns zu gewinnen? Vor allem die Tatsache, daß es ihnen geglückt ist, dem größten Teile der Welt die Meinung beizubringen, Deutschland sei im moralischen Sinne der schuldige Teil an diesem Kriege.

Wir müssen an sich unterscheiden zwischen der „Schuld" am Kriege im Sinne einer moralischen und im Sinne einer intellektuellen Schuld, das heißt der Schuld einer nicht zweckmäßig zu ihren Zielen geleiteten Politik. Was man uns draußen vorwirft, ist dieses: wir hätten eine Politik gemacht, die den Krieg herbeiführen sollte, aus einem angeblich deutschen Prinzip heraus, aus dem Prinzip der Gewalt, das wir anbeteten und das wir zum obersten Gesetz unsres politischen Handelns gemacht hätten! Diese Behauptung gegen uns den Völkern beizubringen, ist den Feinden gelungen durch unausgesetztes Vorführen eines angeblich beweiskräftigen Materials, und wenn wir heute vom „Kampf um den

Frieden" sprechen wollen, so setzen wir an die Spitze des Themas den Satz: Ein Hauptstück für diesen Kampf ist die Zurückwerfung der falschen „moralischen" Offensive des Gegners durch eine wahre moralische Gegenoffensive.

Wir werden den Krieg nicht gewinnen — ich glaube, das darf man sagen, unbeschadet aller Verehrung für die Leistungen unsrer militärischen Führer und der Truppen — wenn wir uns bis zum Ende einfach auf den Gewaltstandpunkt stellen und sagen: es wird so lange gekämpft, bis rings herum niemand mehr imstande ist, eine Hand gegen uns aufzuheben. Wir können uns von dem Kampfe auf dem sogenannten moralischen Kriegsschauplatz nicht dispensieren, indem wir sagen: Es geht uns nichts an, was die andern reden und denken, die Waffen haben zu entscheiden, sie haben das letzte Wort, und wenn die Waffen zu Ende geredet haben, mag die Politik anfangen. Nein, neben dem Kampfe der Waffen muß der Kampf mit moralisch-politischen Mitteln mit aller Energie einhergehen. Hierin aber ist von uns im Durchschnitt leider nur sehr mangelhaft operiert worden. Wir haben den Wert und die Notwendigkeit der moralischen Offensive von Anfang an nicht genügend erkannt, ihn lange unterschätzt, und wir verkennen und unterschätzen ihn leider vielfach noch heute. Insofern wird bei uns „schlecht" Politik gemacht.

Vor wenigen Tagen erlebten wir das Bekenntnis des russischen Kriegsministers Ssuchomlinow. Dieser Mann hat eingestanden, daß er und der ehemalige Generalstabschef Januschkewitsch am 30. Juli spätabends, in dem Augenblick, als der Zar bereit war, die Mobilmachung ganz oder zum Teil zurückzunehmen, also dem Frieden das Tor zu öffnen, diesem Befehl nicht gehorcht und den Zaren belogen haben. Ein unzweideutiger zarischer Befehl war erteilt. Ssuchomlinow, Januschkewitsch und Ssasonow verständigten sich, diesen Befehl nicht zu befolgen, und im Laufe des 31. Juli gelang es dann dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch dadurch, daß er dem Zaren mit der Absetzung drohte, diesen dahin umzustimmen, daß er dem Schicksal seinen Lauf ließ.

Wir sehen aus diesem Verhalten Ssuchomlinows und Januschkewitschs, wie die psychologische Verfassung der regierenden Kreise heute in Rußland ist. Warum gestehen die Leute jetzt? Aus Liebe zur Wahrheit? Nein, um ihren Kopf zu retten. Sie sprechen zu ihren Richtern, den Kerenski und Genossen, und ebenso zur Entente, die hinter jenen steht: mag passiert sein was will, das Verdienst könnt ihr uns nicht nehmen, daß wir den Krieg gemacht haben. Das soll ihnen helfen, soll sie retten. Wir sehen also, wie weit entfernt von einer Friedensbereitschaft in den die Macht besitzenden russischen Kreisen die Stimmung heute ist. Welch mangelhaften Erfolg müssen unter diesen Umständen Versuche haben, zu einer Sonderverständigung mit Rußland zu kommen!

Am Mittwoch den 29. August brachten die Zeitungen die Nachricht von Ssuchomlinows Geständnis. Am Freitag nachmittag wurde der Telegrammauszug von der Antwortnote Wilsons verbreitet. Dazwischen lagen also achtundvierzig Stunden. Was hätte nähergelegen, als sich zu sagen:

die Wilson-Note ist unterwegs, sie wird brutale und grobe Anwürfe gegen Deutschland enthalten und selbstverständlich eine Wiederholung des alten Vorwurfs: Ihr tragt die Schuld am Kriege. Mittwoch nachmittag wurde die wunderbare russische Waffe uns auf den Tisch des Hauses gelegt. Hätten wir uns nicht sofort des unvergleichlichen Materials bedienen und es durch eine Kundgebung durchschlagender Art, mit der man an die Öffentlichkeit hinaustreten konnte, von allermaßgebendster Stelle ausgehend, benutzen können? Dann wäre die Anmaßung Wilsons glatt zu Boden gefallen. Die Art, wie hier auf der Regierungsseite bei uns gearbeitet wird, ist typisch. Es fehlt an Schnelligkeit des Überblicks und an der Vorstellung vom Wert und Wesen des moralischen Angriffsverfahrens. Das russische Geschehnis war ungeheuer. Der dichte Vorhang, den die politische Kunst der Entente vor der Frage gezogen hatte, wer schuld am Kriege sei, riß mit einem Ruck entzwei, von oben durch bis unten, und die Wahrheit wurde sichtbar. In dem Augenblick ging es wie Zähneklappern durch die Welt der Schuldigen. Man fürchtete im nächsten Augenblick eine Katastrophe. Man wartete mit Zittern auf die Nachricht des nächsten, des übernächsten Tages aus Deutschland. Man glaubte, der Reichstag würde zusammenberufen, eine große dramatische Verhandlung vor aller Welt in Szene gesetzt werden. Man sagte sich, daß ein solcher Schlag, sofort geführt, die hoffnungslose Verfinsterung des moralischen Heiligenscheins bringen würde, den die Entente um sich gebreitet hatte. Man war auf einen Schlag der Vernichtung gefaßt, denn es wäre unmöglich gewesen, die Vorgänge und Reden der Welt zu verheimlichen.

Aus Deutschland aber kam nichts. Dagegen kam am dritten Tage nach Ssuchomlinow die Veröffentlichung der Note des Herrn Wilson im Haag. Wilson, Lloyd George und Co. werden in höchster Sorge gewesen sein, die deutsche Regierung könne ihnen noch vorher das Bekenntnis Ssuchomlinows um die Ohren schlagen, daß ihnen Hören und Sehen samt der Note verging. Aus Deutschland kam immer noch nichts. Am sechsten Tage endlich kam Herr Mantler vom Wolffschen Bureau. Die Ausführungen, die der Reichskanzler ihm einhändigte, sind am besten damit charakterisiert, was der Direktor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Kommerzienrat Manroth, gleichsam vorahnend kurz vorher im „Tag" über unsre Art und Weise, die Öffentlichkeit zu benutzen, geschrieben hatte. Seine Charakteristik dort lautete mit einem Wort: wirkungslos! Wirkungslos darum, weil nicht in lebendiger Erkenntnis und Befolgung der psychologischen Gesetze geschrieben und geredet wird, nach denen es möglich ist, die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen, sondern im Aktenstil, bureaukratisch. So ist die beste der Gelegenheiten zur moralischen Offensive, die wir bisher gehabt haben, verpaßt worden, weil es bei uns nicht bis zu der Erkenntnis langt, daß der moralische Kriegsschauplatz mitentscheidend ist. Achtundvierzig Stunden lang hatten wir die Waffe in der Hand, ließen sie in der Ecke liegen und besahen uns darauf die Wilsonsche Ohrfeige.

Ssuchomlinow hat nicht nur gesagt, daß er den Kaiser belogen hat, sondern auch, daß er den berühmten Artikel vom März 1914 in der St. Pe-

tersburger Börsenzeitung geschrieben hat, die Anrede an Frankreich: „Wir sind bereit. Seid Ihr es auch?" Auch das hat er getan, weil es ihm helfen sollte, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Die Möglichkeit, sein Geständnis zu einer moralischen Gegenoffensive zu benutzen, war also noch größer.

Am 30. Juli erfolgte der bekannte Druck von unsrer Seite auf Österreich-Ungarn, jenes Telegramm: Wir wollen nicht durch unsern Bundesgenossen in einen Weltkrieg hineingezogen werden. Am 30. Juli fand die Besprechung in London zwischen dem englischen Auswärtigen Amt, dem deutschen und dem russischen Vertreter statt, in der die Einigungsformel vorgeschlagen wurde: Wenn Österreich sich Serbien gegenüber mäßige, so werde man inzwischen sehen können, was zu tun sei. Am 30. Juli kam das Telegramm unsres Kaisers an den Zaren: Halte die Mobilmachung an! Wird sie nicht angehalten, so kann ich für nichts stehen, Deutschlands militärische und geographische Lage erlauben kein Zuwarten. Der Zar entschied sich, nachzugeben. War es aus Gewissensfurcht oder aus Schwäche — ganz gleich, er wollte nachgeben. Man stelle sich diese Lage vor, man stelle sich den Zusammenhang der Ereignisse des 30. Juli vor und denke sich, daß zwölf oder vierundzwanzig Stunden nach Ssuchomlinows Geständnis von einer autoritativen Stelle Deutschlands eine Kundgebung im Sinne einer durchschlagenden moralischen Offensive in die Welt gegangen wäre! — ein Schlag mit den stärksten Mitteln. Was hätte dann noch Wilsons Note für einen Eindruck gemacht? Und nun?

Miljukow, ursprünglich Privatdozent in Moskau, danach Professor in Sofia, danach Führer der Kadettenpartei in der Duma, ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten Rußlands. Bei der Revolution wurde er Minister des Auswärtigen. Er gibt die Zeitung „Rjetsch" heraus, und zu dieser Zeitung erscheint jährlich ein Jahrbuch. 1916 druckt er in diesem Jahrbuch über die serbische Frage folgende Sätze: „Serbien sah hierin (in der österreichischen Annexion Bosniens) mit Recht den Umsturz seines nationalen Ideals: der Vereinigung des ganzen serbischen Volkes in ein Groß-Serbien. Natürlich erwartete es bei dieser Gelegenheit die erste ernstliche Probe der Unterstützung von Rußland ... Serbien stand vor dem Dilemma, ob es seine nationale Einigung innerhalb oder außerhalb der Grenzen der habsburgischen Monarchie erlangen solle, das heißt entweder mit Hilfe Rußlands oder durch Unterwerfung unter Österreich."

Was ist das? Das ist das Bekenntnis zum Programm der Zertrümmerung Österreich-Ungarns um Serbiens willen. Das klare und unmißverständliche Geständnis: Serbien habe wählen müssen, ob es mit Hilfe Rußlands seine nationale Einigung außerhalb Österreich-Ungarns erlangen wollte, das heißt also durch Eroberung von Bosnien, Herzegowina, Kroatien, Dalmatien, dem ungarischen Banat und so weiter, oder ob es ein Bestandteil Österreich-Ungarns werden wollte. Das also erschien 1916 im Jahrbuch der „Rjetsch". Die Sache wurde übersetzt, den maßgebenden Stellen zugänglich gemacht; es ist auch in der deutschen Presse wiederholt davon die Rede gewesen, es ist immer wieder angefragt worden: Warum

benutzt Ihr denn dieses großartige Material nicht? Wo gibt es einen besseren Beweis, daß die berühmte Frage Greys in der „Times" vom 26. August 1915 unberechtigt gestellt war, mit dem Hauptargument gegen uns, das beweisen sollte, wir hätten den Krieg gewollt und seien an ihm schuld: Hättet Ihr den Krieg nicht gewollt, so wäret Ihr meinem Vorschlag beigetreten, den österreichisch-ungarischen Konflikt auf einer Konferenz zu schlichten! Wenn, wie Miljukow beweist, die russische Politik das Ziel verfolgte, die nationale Einigung Serbiens durch die Zertrümmerung Österreich-Ungarns herbeizuführen — wozu sollte dann eine Konferenz dienen, die es Rußland nur ermöglicht hätte, seine Rüstung zum Losschlagen zu vollenden?

Wenn man diese Sätze schon nicht früher benutzen wollte, als Miljukow noch Privatmann war, so hätte es doch wenigstens geschehen sollen, als er Minister des Auswärtigen wurde. Sie enthalten ja das Bekenntnis zum russischen Kriegsplan: Vergrößerung Serbiens als russische Dependenz durch Zertrümmerung Österreich-Ungarns. Man stelle sich vor, daß ein ähnliches Geständnis von deutscher Seite — so daß es gar nicht erst gedeutet zu werden brauchte, sondern das Bekenntnis zum Umsturz Europas wirklich enthielt — uns passiert wäre! In wieviel tausenden von Lesarten und in wieviel Dutzenden von Sprachen hätten wir dies anderthalb Jahre lang zu hören bekommen! Und was tun wir mit so gutem Material? Nichts!

Es ist klar und leicht zu beweisen, daß die englische Politik sich von den Tagen Eduards VII. an damit beschäftigt hat, den vielleicht etwas im Verblassen befindlichen deutsch-französischen Gegensatz zu schüren. Man braucht nur die bekannten belgischen Dokumente zu durchmustern, um eine Fülle von Zeugnissen speziell hierfür zu finden. Die belgischen Dokumente als solche sind anfangs gut verwertet worden. Sie machten zunächst auch Eindruck. Damals! Jetzt hat man diese Sache viel zu sehr wieder fallen lassen. Hätte man diese Akten — ihre richtigste Beweiskraft liegt darin, daß sie die Schürung des deutsch-französischen Gegensatzes durch England zeigen — dauernd immer wieder aufgetischt, so wäre der Erfolg noch ganz anders gewesen. Es gibt auch noch andre Beweismittel dafür, daß England mit Bewußtsein und Absicht die nach Ansicht vieler (auch in England) der Heilung zuneigende Wunde zwischen Frankreich und Deutschland von König Eduards Regierungsantritt an mit allen Mitteln wieder aufzureißen sich bemüht. Hier ist eine Stelle, wo unsre moralische Offensive mit ganz besonderer Wirkung in Szene gesetzt werden könnte. Warum geschieht es nicht systematisch und verstärkt durch den Druck unausgesetzter Wiederholung?

In Frankreich gab es vor dem Kriege eine starke Friedenspartei, die unter andern geführt wurde von Jean Jaurès. Jaurès ist am 31. Juli 1914 ermordet worden, damit der Krieg seinen Lauf nehmen könne. Zwei Tage vor der Ermordung hat er einen Brief an den Belgier van der Velde geschrieben. Diesen Brief hat der Abgeordnete Scheidemann seinerzeit im Reichstag verlesen; in ihm kommen folgende Stellen vor: „29. Juli. Die Lage würde eine Entspannung erfahren, sobald die französische Regierung erklärt, daß sie die serbische Sache nicht als eine russische (im Sinne der Verträge, die Frankreich an Rußland banden) ansehen würde. Es läge in der

Macht der französischen Regierung, Rußland am Kriege zu verhindern. Aber man sucht den Krieg, den man schon lange schürte. Unsre Sache darf nicht die russische sein. Wir dürfen unser Land nicht für die Knutenherrschaft des weißen Zaren bluten lassen. Europa wird von Asien verschlungen ...: Hier treiben alle schädlichen Kräfte zum Kriege, den man zur Erfüllung eines krankhaften Ehrgeizes führen will, und weil die Börsen in London und Paris auf Petersburg schwören."

Stellen Sie sich vor, daß ein Brief da wäre, der von der deutschen Regierung — die Verhältnisse auf uns angewendet — und von den treibenden Kräften in Deutschland Ähnliches sagte, wie dieser Brief Jaurès' von den Machthabern in Frankreich! Stellen Sie sich vor, daß ein solcher Brief, wie ihn der Abgeordnete Scheidemann verlesen hat, in englischen, französischen oder amerikanischen Händen wäre. Wie oft hätten wir diesen Brief wohl in der ganzen Welt, in der ganzen Presse, von Yokohama über San Franzisko bis hinunter in das letzte Lauseblatt in der englischen und französischen Provinz zu hören bekommen! Man würde uns diesen Brief an den Kopf schlagen, wohin wir kämen, als Zeugnis dafür, daß Deutschland den Krieg gewollt hat. Was machen wir mit diesem Briefe? Er ist verlesen, er steht im stenographischen Protokoll der Reichstagsverhandlung — und da ist er geblieben!

Der englische Minister des Auswärtigen, Herr Grey, hat nach den englischen amtlichen Veröffentlichungen zum Kriegsausbruch am 25. Juli an den englischen Botschafter in Petersburg gedrahtet, er möge Sfasonow darauf aufmerksam machen, daß Deutschland durch eine überstürzte Mobilisierung zur sofortigen Kriegserklärung gezwungen werden könnte. Grey hat also eine gewisse Einsicht in unsre geographische Zwangslage gehabt. Er hat sich gesagt, wenn die Russen anfangen zu mobilisieren, was sollen dann die Deutschen tun? Sollen sie warten, bis die Mobilisierung fertig ist? Dann werden sie totgedrückt. Das steht natürlich nicht wörtlich in der Greyschen Depesche, aber der Hinweis an die Russen: Wenn Ihr die Mobilisierung überstürzt, dann wird Deutschland Euch vielleicht den Krieg erklären!, der steht drin. Wie Grey zu dieser Warnung kam, liegt auf der Hand. Haben wir aber ein solches Zeugnis aus dem Munde des Gegners für unsre Zwangslage bei Beginn des Krieges in der Hand, und es ist so überzeugend wie dieses, warum scheidet es dann aus der von uns zu führenden moralischen Offensive — die eben nicht geführt wird — aus? Warum?

Ich muß die Reihe der einzelnen Fälle, die ich bisher vorgetragen habe, abbrechen, um nicht zu lang zu werden. Sie sollten Beweise dafür geben, daß wir Material für eine kräftige Offensive gegen den Gegner in der Hand haben. Es liegt da, es liegt gedruckt vor, ist allen erreichbar. Anderes als gedrucktes Material habe ich hier ja nicht vorgelegt. Es fehlt aber an der Methode, es fehlt an der praktischen Erkenntnis, daß zur wirksamen Anwendung der moralischen Offensivmethode etwas gehört, worin die Gegner Meister sind, etwas — wie soll ich sagen — ganz Gewöhnliches, ein auf der Hand liegender, vulgärer Trick: daß die Dinge, die wirken sollen, in einem fort in allen erdenklichen Variationen und bei jeder möglichen Gelegenheit

wiederholt werden. Das Allerbeste, was man zu sagen hat, man sage es einmal in der Versammlung, in einem Zeitungsartikel, bringe es einmal in einer Parlamentsrede zur Sprache — morgen, nach drei Tagen, nach einer Woche wirkt es vielleicht noch, dann kommen neue Eindrücke, es wird vergessen. In der Wiederholung erst liegt die Wirkung. Dabei ist nicht nur die politische Gegenwart, sondern erst recht die Vergangenheit voll von Material, um auf diese Weise, durch beständiges Um-die-Ohren-Schlagen, den Gegner abzutun. Ich will noch ein Beispiel dafür anführen: Das englische Bombardement von Kopenhagen und den Raub der dänischen Flotte, 1807. Die Engländer, Franzosen, Amerikaner werfen uns unermüdlich unsern „Frevel" gegen Belgien vor. Wir haben England mit Recht darauf hingewiesen, daß es noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über Belgien selber anders gedacht habe. Auch das hätte kräftiger, ausgiebiger, wiederholter geschehen sollen. Warum aber ist der Überfall von Kopenhagen so wenig von uns gegen England verwertet worden? Die Engländer überfielen Dänemark im Frieden ohne Ankündigung, also viel rücksichtsloser, als wir gegen Belgien vorgingen. Sie sagten, die dänische Flotte dürfe kein Werkzeug Napoleons gegen England werden. Vom 2. bis 5. September 1807 wurde Kopenhagen bombardiert, ganze Stadtteile verbrannt, hunderte von Menschen, Zivilbevölkerung der Stadt, getötet. Dann lieferte die dänische Regierung die Flotte aus. Was die Engländer nicht mitnehmen konnten, verbrannten sie. Am 25. September erließ der König von England eine Proklamation: „Seine Majestät hegt das Vertrauen, daß in den Augen Europas und der Welt die Rechtfertigung seines Verfahrens gefunden werden wird in der gebieterischen und nicht abzulehnenden, alle andern Verpflichtungen eines Herrschers überragenden Pflicht, für die unmittelbare Sicherheit seines Volkes zu sorgen, solange es noch Zeit dazu war."

Noch einige Stellen der Parlamentsdebatte: Aus der Rede des Ministers des Auswärtigen George Canning: „Soll behauptet werden, daß in einem Augenblick unmittelbarer Gefahr und dringender Notwendigkeit wir auf ein Verfahren hätten verzichten sollen, das — behufs der Gegenwehr gegen und der Abwendung von schlimmen Ereignissen, die unsre Sicherheit und Existenz bedrohten — Klugheit und Politik geboten, weil wir, wenn wir unter dem Andrang gesunken wären, den Trost haben würden, die Autorität Pufendorfs für uns anführen zu können?" (Samuel von Pufendorf, der einflußreichste Lehrer des Völkerrechts im siebzehnten Jahrhundert.)

Aus der Rede des Abgeordneten Lushington: „Das erste Gesetz des Naturrechts, der Grundlage des Völkerrechts, ist die Erhaltung des Menschen. Auf der Kenntnis seiner Natur muß die Lehre von seiner Pflicht beruhen. Wenn sein Gefühl ihm eine mächtige Gefahr zeigt und seine Vernunft ihm das Mittel an die Hand gibt, diese Gefahr abzuwehren, dann muß er den sophistischen Schwätzer verachten, der ihm sagt, es sei eine moralische Pflicht, die er andern

schulde, zu warten, bis die Gefahr über sein törichtes Haupt hereinbreche, damit er dem für seine Vernichtung ausersehenen Werkzeug keinen Schaden zufüge. Wegen dieses allgemeinen Grundsatzes des Naturrechts und des Völkerrechts behaupte ich die Sittlichkeit und jedenfalls die Notwendigkeit der Expedition gegen Kopenhagen!"

Welch eine Fundgrube in der Polemik über Belgien ist diese Debatte! Wie leicht ist es, die Engländer daran zu erinnern, daß sie auch nicht daran gedacht haben, Dänemark nachher eine Entschädigung anzubieten, während sie die Welt mit Geschrei wegen Indemnität für Belgien erfüllen. Die Stellen, die ich zitiert habe, wurden schon vor zweieinhalb Jahren im „Berliner Tageblatt" vom 1. Februar 1915, von Professor Breßlau genannt. Seitdem habe ich wiederholt an sie erinnert. Sind sie je ausgenutzt worden? Nein!

Stehen uns etwa große Staatsmänner auf der feindlichen Seite gegenüber? Bewahre! Aber gerissene Praktiker! Ist dies nun nicht ein jammervoller Zustand, daß wir durch sie ins Hintertreffen, in diese elende moralische Defensive gedrängt sind, wo wir doch so gute Waffen haben könnten! Wilson, Poincaré, Lloyd George, Grey, sollte man von ihnen anerkennen müssen, daß sie unsre Staatsmänner turmhoch überragen? Gar nicht. Aber hundertmal praktischer sind sie, und darum kommen wir nicht gegen sie auf. Wir könnten die beste moralische Offensive gegen den Feind unternehmen — aber wir tun es nicht, weil wir zu ungeschickt und zu indolent auf diesem Gebiete sind.

Was soll geschehen, um auch von uns auf diesem Wege dem Kampf um den Frieden zu Hilfe zu kommen?

Angenommen, eine deutsche moralische Offensive würde unternommen und würde nicht nur angefangen, sondern dauernd unterhalten. Wie stellt man sich vor, daß sie auf den Feind wirken würde?

Nun, ich stelle mir gewiß nicht vor, daß man durch geeignete Verwertung des von mir genannten und des vielen andern verfügbaren Materials etwa auf Lloyd George oder Wilson überzeugend einwirken und die Herren zu der Einsicht bringen könnte: ja, wenn die Sache so ist, dann allerdings ist Deutschland nicht schuldig! Das glaubt selbstverständlich kein Mensch. Aber die Dinge liegen anders. Wenn es auf der gegenüberstehenden feindlichen Seite nur eine geschlossene Front gäbe, einen völlig einheitlichen, auf unsre Vernichtung gerichteten Kriegswillen, dann allerdings wäre auch die moralische Offensive nur von geringem Wert für uns. Das ist aber nicht der Fall. Wir müssen ja leider bekennen, daß die gegen uns gerichtete Stimmung, wir seien die Schuldigen am Weltkrieg, in ihrer weiten Verbreitung erst ein Produkt unsrer verkehrten Defensivmethode ist. Trotzdem aber ist die Sache mit der moralischen Offensive nichts weniger als aussichtslos. Der Krieg, der sicher bewirkt hat, daß heute die Mehrzahl der Menschen einen baldigen Frieden herbeiwünscht, hat auch die Einheitlichkeit der inneren feindlichen Front nicht unberührt gelassen. Es hat in England und Amerika

sogar von Anfang an eine gegen den Krieg gerichtete Stimmung gegeben. Ich brauche Sie nur an den Rücktritt der drei englischen Minister bei Kriegsbeginn zu erinnern, an die Haltung einiger Preßorgane, an das lange Auf und Ab der Meinungen für und gegen den Krieg in Amerika, bevor es zum Bruch kam. Es ist auch kein Geheimnis, daß selbst außerhalb der eigentlich friedensfreundlichen Kreise aus realpolitischen Gründen eine starke gegen Lloyd George gerichtete Opposition sich geltend macht. Ein großer Teil Englands ist ihm feindlich gesinnt. Viele Engländer sagen: Wenn dieser Demagog so weiter wirtschaftet, dann gehen die alten englischen Vermögen und der ganze bisherige soziale und politische Aufbau Englands zugrunde. Die englischen Kriegssteuern, die Lloyd George eingeführt hat und die er entschlossen ist mit allen demagogischen Mitteln zu erhöhen, sind so hoch, daß unsre dagegen nur Steuerembryonen sind. In England ist die Entwicklung im Zeichen Lloyd Georges tatsächlich gleichbedeutend mit der Auslieferung des Portemonnaies der Besitzenden an die Massen. So versucht Lloyd George der Masse den Krieg annehmbar zu machen; auf diesem Wege geht er rücksichtslos weiter. Dazu kommt das immer stärker werdende Unbehagen weiter Kreise über die Umwühlung aller inneren Kräfte des englischen Volkstums, über die Herausarbeitung des demagogischen Motivs im Sinne der Masse, was der älteren politischen Schule Englands von jeher ein Horror war. Diese Dinge wirken für den Frieden in England.

Wir haben keine Vorstellung davon, mit welcher Intensität alles, was bei uns geschrieben wird, in England gelesen wird. Ein guter Freund sagte mir neulich: Da es keine Zeitungen bei uns gebe, die eine objektive Übersicht über den Inhalt der deutschen Presse bringen, so beziehe er diese Übersicht aus England, sei es auch mit einer Verspätung von zehn bis zwölf Tagen, denn eine Anzahl englischer Zeitungen veröffentlicht peinlich genaue und richtige Referate der gewünschten Art. Was bei uns in die Presse kommt, das kommt auch zum Feinde, vollends wenn es in Form eines bedeutenden Interviews, einer Kundgebung, einer Reichskanzler- oder Parlamentsrede erscheint. Dann, und dann allein, kann es auch die bewußt kriegshetzerische Presse drüben nicht totschweigen, und es kommt selbst nach Amerika, ja sogar nach Frankreich und Italien, wo die Widerstände gegen Kenntnisnahme deutscher Stimmen am größten sind.

Eine Art von deutschen Auslassungen gibt es freilich, die kommt sicher nicht an die feindliche Öffentlichkeit: Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung". Es ist der sicherste Weg, um eine Sache nicht hinübergelangen zu lassen und sie unwirksam zu machen, wenn man sich auf den Abdruck in der „Norddeutschen Allgemeinen" beschränkt. Ungefähr ebensoviel wert ist die Übergabe an das Wolffsche Bureau.

Also Angriff von leitender Stelle! Angriff von seiten der Presse, aber nach dem alterprobten Motiv der unausgesetzten Wiederholung zur richtigen Zeit. Wiederholung der Beschuldigung ad 1, ad 2, ad 5, ad 20 und so weiter. Ferner: Verteilung der Rollen. Man sagt ja von uns, wir können so gut organisieren. Warum können wir das nicht organisieren? Es werden doch genug Vorträge, Parlamentsreden und so weiter gehalten. Warum kann

man denn nicht eine Behandlung geeigneter Stoffe durch dauerndes und konsequentes Zusammenwirken a l l e r bei uns gewinnbaren Kräfte organisieren? Was macht man statt dessen? Fehler über Fehler!

Einen ganz besonders ausgewachsenen Fehler in photographischer Wiedergabe haben wir jetzt eben im „Daily Telegraph" erlebt. Das Blatt bringt photographiert die Botschaft des Kaisers an den Präsidenten Wilson, die Herr Gerard von uns bekommen hat und von der bei uns behauptet ward, er hätte sie nicht bekommen. Herr Gerard ist drüben in Amerika ein wenig angesehener Mann. Er macht aber große Anstrengungen, um zu einer bedeutenden Stellung zu gelangen. Herr Gerard hat ein Buch geschrieben und wird vielleicht noch mehr Bücher über Deutschland schreiben, die von Unwahrheiten wimmeln. Es wäre nicht schwer gewesen, namentlich da sein Kredit drüben nicht groß ist, diese Gerardschen Unwahrheiten, die zum Teil sehr schädlich sind, zunichte zu machen. Wenn man aber nach diesem Exempel nochmals den Versuch machen wird, etwas von Herrn Gerard zu dementieren, was wird der Mann dann tun? Er wird das Faksimile im „Daily Telegraph" zeigen und sagen: Bitte erinnert Euch, ich habe gesagt, ich hätte dies hier bekommen. Es wurde dementiert, aber hier ist die kaiserliche Handschrift auf kaiserlichen Telegrammformularen. Also, wozu dementieren wir etwas, was wahr ist? Darauf könnte man antworten, man könnte unter Umständen doch dementieren, was wahr ist. Wozu aber etwas dementieren, was wahr ist, und was durch Faksimile bewiesen werden kann und was dazu noch einen für uns vorteilhaften Inhalt hat, wie diese Anrede des Kaisers durch Herrn Gerard an Herrn Wilson?

Wenn man solche Sachen erlebt, dann faßt einen gelinde Verzweiflung, ob man bei uns Fehler, die die Gelegenheiten zur moralischen Offensive so verderben, jemals vermeiden lernen wird.

Worauf kommt es weiter an, wenn wir mit unsrer moralischen Offensive zur Herbeiführung einer dem Frieden günstigen politischen Temperatur Erfolg haben wollen? Es kommt zunächst einmal sehr darauf an, w e r etwas sagt. Man hört auf die deutschen Staatsmänner, man hört auf deutsche politische Publizisten, deren Richtung von altersher festgelegt und bekannt ist. Man hat ein besonders scharfes Ohr für unsre unabhängigen Intellektuellen. Bei uns wird häufig, wenn irgend etwas gerade verbreitet werden oder bezeugt werden soll, irgend ein Schriftsteller aufgefordert: Können Sie nicht mal etwas in dem und dem Sinne schreiben? Mancher tut es, mancher tut es nicht. Der es nicht tut, tut klug daran, wenn er weiß, warum er es nicht tut. Durch solche Gelegenheitsdienste, bei denen es sich um irgend eine kleine Sache handelt, entwertet er seine Stimme drüben beim Gegner. In der ersten Zeit, als die Wogen so hoch gingen drüben, daß jede gemäßigte Stimme totgeschwiegen wurde, war es vergebens, einen Versuch zu machen, drüben richtig gehört zu werden. Vieles wurde auch ungeschickt angestellt, wie zum Beispiel die Kundgebungen der deutschen Professoren. Jetzt aber steht es so, daß man in England auf deutsche Stimmen begierig hört. Wert in unserm Sinne, für den Kampf um den Frieden, hat aber erstens nur die unabhängige Stimme, und zweitens die

Stimme, die den Gegner psychologisch richtig faßt, vor allem nicht sich verteidigt, und dazu auf eine Weise, die vielleicht einen Deutschen überzeugen kann, einen Engländer aber nie. Angreifen muß man, muß dem Gegner vorhalten, wessen er selber schuldig, was er für ein Kerl ist, was er auf dem Kerbholz hat. Wenn ich mich aber bloß verteidige — leichter kann ich es ja meinem Gegner nicht machen. So ist es in der Schlacht, so ist es auf der Mensur, wenn der eine Parte sich nur verteidigt, so hat er zuletzt verspielt. Die wichtigste Frage aber ist diese: *Was* sage ich, *was* führe ich in die politische Diskussion ein, um beim Gegner, vor allem in England, so zu wirken, *daß dabei etwas für einen Frieden herauskommt, der vorteilhaft und ehrenvoll für uns ist*? Die Antwort kann nur lauten: Auf jede Weise in der Form der moralischen Offensive den Friedensgedanken vertreten, den Nachweis führen, daß es die feindlichen Hetzer sind, die den Frieden verhindern; die kleinen Nationen, den zukünftigen Weltfrieden und was sonst in diese Gedankenreihe gehört, annehmen und loben.

Nur eines darf dabei nicht passieren: Es dürfen keine Bekehrungen vorkommen, es darf kein Scharfmacher umfallen und unter die Leute gehen, die da sagen: Wir wollen versuchen, ob wir nicht einen Verständigungsfrieden finden können. Sehen die Feinde bekehrte Scharfmacher in der Gesellschaft von Vertretern der Verständigungsidee, so werden sie sagen: In Deutschland scheint es schlecht zu stehen, die Scharfmacher fallen um. Im Gegenteil, nichts kann günstiger für den Frieden wirken, als wenn die Leute, die nun einmal eine bestimmte Tonart gemacht, die Macht der Waffe gepriesen haben, auch weiter bei der Tonart bleiben. Je zahlreicher sie sind und je kräftiger sie sich äußern, desto besser ist es für die Sache des Friedens — vorausgesetzt, daß ihr Oppositionsverhältnis zur Regierung unzweideutig ist. Dann wird man sich auf der Gegenseite sagen: Unter den Deutschen gibt es offenbar noch viele, die den Glauben haben, mit der Beibehaltung des Machtprinzips durchzukommen. Die deutsche Regierung scheint den Frieden zu wollen; verlassen wir uns aber lieber nicht darauf, daß Deutschland geschwächt ist.

Wir wollen die Voraussetzung machen, es erginge eine Kundgebung von höchster Stelle oder vom Reichstag — *nicht etwa im Sinne eines neuen Friedensangebots, was sicher ein großer Fehler wäre, sondern im Sinne einer psychologisch richtig berechneten Formulierung unsrer Kriegsziele*. Damit zugleich muß ein vernünftig wirkender Feldzug unternommen werden, um die allgemeine Stimmung im Volk von Grund auf zu heben. Das ist möglich, und nicht schwer möglich; nur muß er nicht mit derart gefährlichen, zweischneidigen Mitteln geschehen, wie zur Popularisierung des U-Bootkrieges: befristete Niederwerfung Englands! Es muß heißen: Wir kämpfen nicht für Eroberung, nicht für gewaltsame Annexionen, Entschädigungszahlung und so weiter. Vielmehr kämpfen wir für unser Dasein, für unsre Freiheit und zugleich für hohe ideale Güter, die unser Sieg für viele, für die allermeisten Völker gewinnen wird. Es ist ein unver-

zeihlicher politischer Fehler, daß wir unsern Feinden fortdauernd erlaubt haben, daß sie allein mit dem unwahren, aber geschickt und wirksam aufgemachten idealen Kriegsmotiv vor der Welt paradieren. Nichts ist leichter, und nichts entspräche mehr den Tatsachen, als daß wir der feindlichen Behauptung, für die Freiheit der Welt gegen Militarismus, Gewalt und Eroberung zu kämpfen, die Worte entgegensetzten: Deutschland führt die Sache aller selbständig bleiben wollenden Völker und Staaten gegen die alles an sich ziehenden und verschlingenden Riesenreiche! Deutschland kämpft für Handels- und Meeresfreiheit! Deutschland kämpft in Wahrheit für die Befreiung der kleinen Völker, für Finnland, die Ukraine, Polen, für Esten, Iren, Ägypter! Wie leicht wäre es ferner, die Heucheldemokratie Englands, Frankreichs, Wilsons an den Pranger zu stellen, den Völkern zuzurufen, wie sie, wie ihre Parlamente von den Kriegsmachern, aller Demokratie zum Spott, betrogen worden sind! Unermeßlich werden die Vorteile einer solchen richtig geleiteten moralischen Offensive sein. Allerdings — sie kann ihre rechte Wirkung nur entfalten, wenn eine Regierung sie unternimmt, deren Männern nicht vorgeworfen werden kann: Ihr? Ihr habt euch erst spät, in der Not, bekehrt!

England und sein Freund Amerika, sie brauchen einen moralischen Sieg, zum mindesten etwas, was sie für einen moralischen Sieg ausgeben können. Möglich, daß wir England trotz der amerikanischen Hilfe mit den U-Booten zwingen. Möglich, aber recht unsicher. Der Irrtum, in den man uns schon einmal gehetzt hat, war doch sehr peinlich. Besser, wir sehen uns um, was wir im Kampf für den Frieden auch noch mit andern Mitteln schaffen. Besser, wir zwingen England durch die Art, in der wir unsre Kriegsziele formulieren, auf der Konferenz, wenn Lloyd George gestürzt ist, seine Maske preiszugeben und zu bekennen, was seine Politik heimzubringen wünscht. Verkünden wir die Formel: „Allseitiger Verzicht auf erzwungene Annexionen", so schließt das auch den englischen Verzicht auf jeden Gewinn und Erwerb ein. Das aber wird dort nie ausgesprochen und kann nie ausgesprochen werden, weil damit die englische Regierung den Bankrott des englischen Imperiums dokumentierte. Keine englische Regierung, auch die nicht, die hinter Lloyd George kommt, wird das je tun, wenn England nicht platt am Boden liegt, und das ist nicht wahrscheinlich. Wenn wir England durch unsern moralischen Druck dahin bringen zu bekennen: Wir wollen ja annektieren, das andre war bloß Gerede, dann können wir sagen: Gut, alter Freund, nun können wir miteinander reden. Jetzt haben wir dich da, wo wir dich haben wollten! Die Unterhaltung mit England kann dann recht verschiedene und interessante Formen annehmen: über das deutsche Kolonialreich, über die Länder auf dem Wege nach Ägypten und Indien, über die Flamen, über Kompensationen für die Türkei auf Kosten Rußlands, über die Freiheit der kleinen Nationen im Ostseebecken und noch über vieles andre: England wird sich ihr nicht entziehen können — aber wir brechen aus naheliegenden Gründen hier ab!

Gelegenheiten, wie wir sie jetzt haben: die Ereignisse in Rußland, die

Erhebung der russischen Fremdvölker, die Wiederauferstehung der staatlichen Selbständigkeit der Ukraine — solche Gelegenheiten müssen durch die Regierung und die Presse ausgenutzt werden. Vielleicht kann sich, bei der in Deutschland oben und unten verbreiteten Unkenntnis der russischen Dinge, nicht jeder in Kürze davon überzeugen, daß das, was jetzt in Finnland und in der Ukraine geschieht, ein Stück Weltgeschichte im großen Stile ist, vor allem die Losreißung der Ukraine, die Resurrektion eines Volkes von dreißig bis vierzig Millionen Menschen. Diese Dinge liegen sehr fern, es sind Dinge, die nicht jedermann präsent sind. Selbst wenn man sie aber nicht so klar erkennt: Ungeheures geht vor sich, Ereignisse von unermeßlichen Folgen für die Zukunft Europas — warum versäumt man es, warum verschmäht man es, sie auf alle Fälle wenigstens dazu zu verwenden, um dem Gegner Verlegenheit zu bereiten? War es denn wirklich notwendig, daß bei der Erhebung der Finnländer, dieses bewundernswerten Volkes von dreieinhalb Millionen Menschen, bei dem Mut, mit dem die Finnländer mit der Forderung auftraten: Wir verlangen die Selbständigkeit unter den Kanonen und unter der Gewalt Kerenskis — war es da richtig, daß kein Mensch in Deutschland sich fand, im Reichstag, an hohen Stellen, an den maßgebenden Plätzen, und von dort kein Ausdruck der Sympathie mit Finnland zu hören war? So etwas verrät immer noch ein Stück fehlenden Augenmaßes zum mindesten für die Wirkung der richtigen Regie, darüber hinaus aber auch für die der wahrhaft moralischen Argumente in der Politik. So etwas verrät mangelnde Geschicklichkeit und mangelndes Ansprechen auf das nicht nur äußerlich Große.

Drehen wir die Dinge doch einmal um. Stellen wir uns vor, daß so etwas bei uns passiert wäre. Stellen wir uns einen Losreißungsversuch Elsaß-Lothringens vor oder Polnisch-Posens — unmögliche Fälle, aber nehmen wir sie als möglich an —, was für moralische Pauken würden da auf seiten unsrer Feinde dröhnen! Und wir stehen mit der vollkommensten Gleichgültigkeit gegenüber all diesen wunderbaren Handhaben da und verschmähen es, das moralische Register zu ziehen und zu spielen, daß dem Feinde Sehen und Hören vergeht. Was könnten jene wohl darauf antworten, wenn man ihnen sagt: Es ist ja euer eigenes Prinzip, die Befreiung der kleinen Völker! Aber Finnland — die Ukraine — wer ist das? Sind das überhaupt Völker? Was wissen wir von ihnen? Da wird bei uns nur nachgebetet, was die offizielle russische Geschichtsschreibung uns seit Jahrhunderten fälschend vorgeredet hat.

Man könnte noch viele kleine Mittel brauchen. Man könnte zum Beispiel bei uns eine Gesellschaft gründen — es werden ja so viele Gesellschaften gegründet — zur Pflege der guten Beziehungen mit den kleinen Nationen, mit den nicht deutsch sprechenden Nationen; eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe macht, zu studieren, was alles gesagt und getan werden kann, um einen freundlichen Eindruck bei andern Völkern zu machen — den Völkern des Balkans, des Ostens und Westens. Das kann von Leuten geschehen, die einen internationalen Ruf haben und auf die die Welt achtet, auch ohne daß sie große Reklame machen. Alle Mittel dieser Art sollten

mehr auf den Leuchter gestellt und herumgereicht werden. Damit allein gewinnt man keine Kriege, aber dergleichen nützt, um die feindliche Stimmungsmache zu bekämpfen.

Endlich: man muß in einer Beziehung, um alles zu tun, an bestimmten Stellen Mut haben, wenn es im Kampf um den Frieden mit den Mitteln der moralischen Offensive sicher vorwärts gehen soll. Es könnte ja sein, daß, wenn die Frage der moralischen Schuld am Kriege scharf gestellt wird, bei kritisch gerichteten Köpfen die Frage nach der andern, der intellektuellen Schuld am Kriege auftaucht: Hätte dieser Krieg vermieden werden können, wenn wir richtigere Politik gemacht hätten? Diese Frage steht für mich nicht im Vordergrund des Interesses. Ich gehöre nicht zu denen, die sagen, daß dieser Weltkrieg durch eine bessere Politik hätte vermieden werden können. Es gibt aber Leute, die das glauben, und ich kann nur sagen, daß, wer deswegen fürchtet, durch eine scharfe moralische Offensive die Schuldfrage zu entrollen, eine nebensächliche Rücksicht dem Entscheidenden und Großen voransetzt. Und das darf nicht geschehen.

Am Ende einer jeden solchen Auseinandersetzung über die Art, wie bei uns Politik gemacht wird, namentlich einer Auseinandersetzung darüber, was auf unsrer Seite hätte geschehen können und nicht geschehen ist, steht für mich immer wieder das Wort des alten Schweden, des Kanzlers Axel Oxenstierna, als er an seinen Sohn schrieb, der nicht nach Münster zur Friedenskonferenz kommen wollte, da er sich dazu zu jung fühlte: „Mein Sohn, komme ruhig, du weißt nicht, quantilla sapientia die Welt regiert wird." Das heißt grob übersetzt: mit wie wenig Verstand! Es ist aber viel feiner gemeint und konnte nur von einem geprägt werden, der ein alter erfahrener, mit aller Klugheit gesättigter Staatsmann war. Man sollte eine Prämie darauf setzen, wie dieses „quantilla sapientia" am sinnvollsten ins Deutsche zu übersetzen wäre. Das könnte vielleicht der am besten, dem all das, was unsre Staatskunst in diesem Kriege falsch gemacht hat, worin sie sich als Staatskunst nicht bewährt hat, am tiefsten in seinem deutschen Herzen wehe getan hat.

Sollte es aber wirklich der Schluß unsres Nachdenkens darüber sein: wie kommen wir zu einer besseren Methode, um den Frieden zu erreichen? — daß wir auf die Frage, quantilla sapientia deutsche Politik gemacht werde, nur resigniert antworten: Nun, tantilla, tantilla!? Ich fürchte, es bleibt doch dabei!

Aus der „Deutschen Politik" Frühjahr 1917 bis Herbst 1918

1. „Demokratie" contra „Militarismus"

6. April 1917.

... Es kann kein Zweifel daran sein, daß durch die russische Umwälzung, so sehr uns vermutlich ihre Folgen auf direkt militärischem Gebiet zugute kommen werden, der Krieg bei den Gegnern einen neuen starken Antrieb

gewonnen hat, der auf geistigem Gebiete liegt und von da wirksam und uns unbequem ins Materielle übergreifen kann. Es wäre der verhängnisvollste Fehler, wenn wir uns einbilden wollten, daß der Krieg von der Gegenseite ohne starke moralische Kräfte geführt werden kann. Man lege sich nicht fest auf einen bestimmten Sinn des Wortes „moralisch", indem man ausruft: Wie kann von Moral die Rede sein bei Reuterlügen, Baralongmördern, französischer Gefangenenbehandlung und dergleichen! Es handelt sich nicht darum, ob die Kriegführung unsrer Feinde „sittlich" ist, das heißt ehrenhaft und frei von unnötiger Grausamkeit und von gemeiner Lüge, sondern darum, daß die Völker willens sind, Opfer und immer neue Opfer an Behagen, Gut und Blut zu bringen, die stets drückender werdenden Lasten des Krieges geduldig zu tragen, damit sie von ihren vorgesetzten nationalen Zielen und Hoffnungen nicht abzulassen brauchen.

Das englische Beispiel ist da besonders deutlich. Als der Krieg anfing, konnte Grey vor dem Parlament und der öffentlichen Meinung ihn einfach dadurch rechtfertigen, daß er sagte: Wenn wir in den Krieg eintreten, so wird uns die Sache an wirtschaftlichen Störungen nicht viel mehr kosten, als wenn wir draußen bleiben (aber der Gewinn hinterher wird sehr viel größer sein)! Gegen diesen kalten rechnerischen Standpunkt bei der Entfachung des Weltbrandes auf der englischen Seite hat man mit Recht auf Deutschland verwiesen, wo vom ersten Tage an im ganzen Volke das Bewußtsein lebendig war, es geht ums Ganze, um die nationale Zukunft. Gewiß, man kann ein Volk der allgemeinen Wehrpflicht nicht in einen Krieg wie diesen bringen und man kann ihm nicht zumuten, daß es darin durchhält, wenn nicht die Mehrzahl sich darüber klar ist, w a r u m gekämpft und durchgehalten werden m u ß. In England war es nichts Besonderes, daß Grey so sprach wie er es getan hat, denn woran er und seine Landsleute dachten, das war kein Volkskrieg, wie wir ihn von Anfang an aufnehmen mußten, sondern das war eine „Fortsetzung des englischen Geschäfts mit veränderten Mitteln", und die Mittel waren die kleine, gut gedrillte und bezahlte Söldnerarmee, und die Flotte, für die niemand ernstlichen Schaden fürchtete. England hat sich aber während des Krieges, als es sah, daß die Dinge anders liefen als gedacht war, immer mehr zu der Einsicht durchgearbeitet, daß in dem leichtsinnig und hochmütig begonnenen Kampf seine Zukunft ähnlich eingesetzt ist, wie Deutschland genötigt worden ist, die seine zu verteidigen. Aus dieser Erkenntnis kommt die immer noch fortdauernde englische Kriegsentschlossenheit, die sich unmöglich halten könnte, wenn das englische Volk nicht eine starke moralische Opferwilligkeit für den Krieg hervorbrächte. Man denke nur an die englischen Kriegssteuern, namentlich an die direkte Einkommensteuer, die die Wohlhabenden in einer Weise belastet, daß unsre Steuererhöhungen dagegen kleinlich und winzig erscheinen, und die doch ohne Murren getragen wird.

Eine der stärksten moralischen Stützen nicht nur in England, sondern auch in der übrigen angelsächsischen Welt, zur Erhaltung des „guten" Gewissens beim Kriege und der Opferwilligkeit für den Krieg ist das Gefühl, für den demokratischen Gedanken, für das Selbstbestimmungsrecht der

Völker, für die Entwicklungsfreiheit der Kultur mitzukämpfen. Es hat wenig Zweck, dagegen die tatsächliche Vergewaltigung so vieler kleiner Nationen durch England und Frankreich anzuführen; zu zeigen, wie weit die angelsächsischen und die romanischen Demokratieen davon entfernt sind, daß sie eine höhere politische Lebensform darstellten als die unsrige, oder selbst nur das von ihnen für sich selber behauptete Ziel erreichten, Verkörperung des Volkswillens in der Regierung! Ein fundamentaler politischer Urteilsgrund ist der, daß ebensosehr mit dem gerechnet werden muß, was geglaubt wird, wie mit dem, was wirklich ist. Es gibt viele Millionen Engländer, Franzosen und Amerikaner, die, jeder für sich betrachtet, vaterlandsliebende und ihrem Bewußtsein nach ehrliche Leute in diesem Kriege sind, wie wir deutschen Patrioten es zu sein wünschen. Diese Leute sehen nicht das, was wir als ihre Feinde im politischen und kriegerischen Verhalten Englands, Frankreichs oder Amerikas mit der Schärfe des feindlichen Blicks als heuchlerisch und brutal wahrnehmen, sondern sie leben des irrigen aber psychologisch begreiflichen, ja man möchte sagen unvermeidlichen Glaubens, daß sie zugleich für die Größe und Sicherheit ihres Vaterlandes und für die großen Güter der Menschheit kämpfen oder kämpfen werden. Wie außerordentlich hoch man auf der Gegenseite diese „moralischen" Faktoren für den Krieg einschätzt, dafür wird ja der schlagendste Beweis dadurch geliefert, daß ein so ungeheurer Apparat entfaltet wurde, um Deutschland mit allen Mitteln, die es gibt, auch den denkbar unsittlichsten, als den moralisch schuldigen Teil am Kriege hinzustellen. Wie erfolgreich das geschah, ist bekannt genug, und es bildet einen der großen und fürs erste nicht wieder gut zu machenden Fehler unsrer Politik vor dem Kriege und während des Krieges, daß wir hierauf nicht recht gerüstet waren und hiergegen nicht recht zu fechten verstanden. Unmöglich ist es, Kriegsbegeisterung oder auch nur Kriegswillen in einem Volke zu entzünden (und noch weniger möglich, sie zu erhalten), wenn dabei nicht auch, ganz gleich ob wahrhaftiger- oder unwahrhaftigerweise, die Massenüberzeugung erweckt werden kann, daß neben den materiellen auch ideale Interessen verfochten werden. Die Völker der Entente glauben nicht nur selbst, sondern auch verschiedene neutrale glauben daran, daß in diesem Weltkriege von uns weniger als von unsern Gegnern für moralische Güter gekämpft werde, und als ein moralisches Gut von besonderem Wert erscheint für die allgemeine Überzeugung der Menschen, die mit der Waffe gegen uns stehen, und für ihre Freunde, dabei auch die Demokratie.

Es ist interessant, zu sehen, wie sich schon jahrelang vor dem Kriege die Linien der politischen Kunst abzeichneten, mit der England es verstanden hat, als der entscheidende Augenblick kam, im Urteil der Welt eine vorteilhaftere Figur zu machen, als wir. Ein englischer Imperialist, Spenser Wilkinson, schrieb 1909 ein Buch: Britain at Bay, England in Gefahr. Darin stellt er die beiden Sätze auf:

Erstens: England muß im kommenden Krieg im Recht sein; zweitens: Englands Sache muß aller Welt sympathisch und klar sein. Er sagt:

„Wenn nun England in Streit mit Deutschland oder irgendeinem andern Staate gerät, so muß sein Volk dafür sorgen, daß er nicht von irgendeiner obskuren Sache ausgeht, über die man sich im Lande selbst nicht einig ist, sondern von einem greifbaren Unrecht, das durch die andre Macht begangen wird, einem Unrecht, das dazu aufruft, ihm mit aller Macht zu widerstehen!" (S. 87.)

Die zweite Stelle bei Wilkinson lautet: „Seit 1884 ist das deutsche Volk gelehrt worden, jedes Stück britischer Politik mit Argwohn anzusehen, und natürlich genug hat diese argwöhnische Haltung ihr Gegenstück beim englischen Volke gefunden. Das Ergebnis war, daß die Verständigungen, durch die England verschiedene Mißhelligkeiten mit Frankreich und Rußland beseitigt hatte, in Deutschland so angesehen wurden, als ob sie ein Bündnis gegen dieses Land vorbereiten sollten, und mit Rücksicht auf die frühere Geschichte Großbritanniens kann diese Deutung kaum als unnatürlich bezeichnet werden. Jede Sache, für die England kämpfen will, sollte den übrigen Völkern begreiflich sein, vor allem den europäischen, aber ebenso den außerhalb Europas, mindestens den Vereinigten Staaten und Japan, denn wenn wir für eine Sache kämpfen, bei der sie keine Sympathie mit uns haben oder die andre Völker mit unserm Gegner sympathisieren läßt, werden wir in schweren Verdacht verstrickt werden und uns vielleicht in einer feindlichen Welt allein finden." (S. 90/91.)

Das ist mit großer politischer Klugheit gedacht, und nach dieser Vorschrift ist verfahren worden. Was Wilkinson ausspricht, ist nicht nur seine persönliche Meinung, sondern Prinzip und System der englischen Politik. Das Ausspielen des demokratischen Trumpfes gegen den deutschen „Militarismus", unter dem, wir wiederholen es, bei den Gegnern nicht nur eine militärische, sondern auch eine politische Denk- und Handlungsweise verstanden wird, ist nur ein Stück der „moralischen" Kriegführung gegen uns, aber dies Stück ist darum so wirksam, weil so viele Menschen und Völker an das demokratische Evangelium glauben. Jetzt, im Falle Rußlands und mit Rücksicht auf die bevorstehende Entscheidung in den Vereinigten Staaten, die sehr wahrscheinlich für den Krieg fallen wird, hat die Demokratisierung eines bisher absolutistischen Staates noch eine andre Folge, die uns unangenehm werden kann. Noch mehr als den einigermaßen ehrlich empfindenden liberalen Engländern war die Zugehörigkeit Rußlands zur Entente den Amerikanern peinlich. Rußland, das Land des Zarismus, der Knute, der sibirischen Freiheitsmärtyrer, der Judenpogroms, Seite an Seite mit dem demokratischen England und mit dem republikanischen Frankreich — das war einigermaßen hart. Politikern vom Schlage Roosevelts, Tafts oder auch Wilsons wird der Zarismus innerlich wenig Kopfschmerzen gemacht haben, denn Rußland, gleichgültig wie es dort politisch aussah, ist für sie nur ein Faktor für die amerikanische Politik. Denjenigen Amerikanern aber, die nicht für den Krieg waren, bot Rußland bis zur Revolution ein

gutes Mittel, um gegen den Krieg in tatsächlicher Bundesgenossenschaft mit der Entente und damit auch mit Rußland Stimmung zu machen. Dieses Argument fällt nun weg. Noch mehr: innerhalb der starken jüdischen Hochfinanz in New York bestand ausgesprochene Abneigung, Geld für die Entente zu geben, da zur Entente auch Rußland gehörte, wo die Juden rücksichtslos mißhandelt wurden. Was für eine Art Politik in bezug auf die jüdische Frage das neue Rußland machen wird, ist noch nicht so sicher, wie manche vielleicht meinen, aber zunächst werden jedenfalls in der Gesetzgebung die Schranken fallen, die das Judentum in Rußland von der politischen und menschlichen Gleichberechtigung trennten. Alle diese Dinge sollte man sich klar machen, wenn man über die Folgen urteilen will, die die russische Revolution nicht nur nach der uns günstigen, sondern auch nach der uns ungünstigen Seite haben kann. Auch in China ist wahrscheinlich außer mit materiellem Druck und mit dem Versprechen von allerlei Vorteilen mit dem Argument gearbeitet worden, China müsse sich zum Ausdruck des Protestes gegen den deutschen Militarismus im gegebenen Augenblick von Deutschland ab und nach der Seite der großen Demokratieen hinwenden. Ich glaube noch aus der Zeit der chinesischen Revolution so viel Fühlung mit dem modernen Amerikanismus in China zu haben, um diesen demokratisch-moralischen Einschlag in dem Vorgehen der chinesischen Regierung für wahrscheinlich zu halten. Auch das neue China glaubt fürs erste an die alleinseligmachende Demokratie, und soweit man nicht wirklich daran glaubt, fühlt man doch ein Bedürfnis, so zu tun, als ob man daran glaubte.

Natürlich wäre es verkehrt, wollte nun jemand sagen: die Demokratie ist überall in der Welt hoch, also demokratisieren auch wir uns so schnell und so dramatisch wie möglich; dann nehmen wir dem Feind den Wind aus seinen Segeln! Mit so plumpen Mitteln kann in der Politik nicht gearbeitet werden, und selbst die wirklichen Anhänger des demokratischen Gedankens in Deutschland werden das verständigerweise nicht verlangen. Wohl aber muß verlangt werden, daß man bei uns keine Politik macht, die geradezu Stoff für die Stärkung der „moralischen" Gegnerschaft gegen uns abgeben kann, die uns ohnehin schwer genug zu schaffen macht. Unsre staatliche und nationale Kraft beruht gerade darauf, daß Regierung und Volkswille, so wie Hans Delbrück das in seiner gleichnamigen grundlegenden Schrift ausgeführt hat, bei uns in einem ebensowenig rein demokratisch wie militaristisch beeinflußten Gleichgewicht stehen. Nur ist der Vorgang der Gleichgewichtsbildung noch nicht ganz abgeschlossen, und es stehen noch Reststücke aus einer früheren Zeit, wo man in Preußen nicht nur undemokratische, sondern bewußt antidemokratische Politik machen wollte, weithin sichtbar aufrecht. Sie sind keine Felsen mehr, an denen sich die Woge des Volkswillens kraftlos bricht, aber sie tun Schaden genug, weil doch Volkskraft sich an ihnen verbraucht — und für das feindliche und neutrale Ausland noch viel mehr als für die meisten unter uns sind sie zum Wahrzeichen dafür geworden, daß Deutschland antidemokratisch und militaristisch sein soll. Auf sie wird von allen Seiten hingewiesen: Da, seht die Beweise, daß wir recht haben gegen das reaktionäre militaristische Deutschland!

Es ist, als ob wir Markierstangen aufgesteckt hätten, um dem Feinde zu zeigen, wo er hinschießen soll, wenn er uns mit „moralischen" Geschossen treffen will. Sollte es da nicht zweckmäßiger sein, wenn wir die Stangen umlegten? Die Sache „Demokratie contra Militarismus" würde unsern Feinden dann sicherer verloren gehen.

2. Moralische Eroberungspolitik

25. Mai 1917.

Wir haben in der preußisch-deutschen Geschichte zwei Worte von tiefer Einsicht, die sich auf unsre heutige Lage in der Welt anwenden lassen und angewendet werden müssen. Das eine stammt von König Wilhelm I. und weist die preußische Politik darauf hin — in Deutschland — „moralische Eroberungen" zu machen; das andre stammt von Bismarck und handelt vom allgemeinen Wahlrecht als der stärksten der „freiheitlichen Künste" gegen Gefahren, die vom Auslande her drohten. Der Einwand, damals habe das Programm der moralischen Eroberungen doch bald genug mit dem des kriegerischen Ausgleichs der Gegensätze vertauscht werden müssen, liegt nur scheinbar nahe, wenn damit die Nutzanwendung auf die Gegenwart abgelehnt werden soll. Eben jene klare und durchgreifende Entscheidung mit der Waffe im „siebentägigen Kriege", die damals herbeigeführt werden konnte, als das „moralische" Programm nicht ausreichte, läßt sich heute nicht so erzielen, und wenn sie sich selbst erzielen ließe, so könnte sie auf keine Weise von Dauer sein, es sei denn, wie greifen auf den Gedanken des alten Kaisers beim Beginn seiner preußischen Regierungszeit zurück. Ebenso steht es mit Bismarcks ebenso genialer wie (für die damalige Zeit!) rücksichtslosen Idee, der Spekulation des Auslandes, unsre innerpolitischen Gewässer zu trüben, um darin deutsche Fische zu fangen, dadurch zu begegnen, daß er selbst in Deutschland einen kräftigen „demokratischen" Wellenschlag erregte. Einsicht und Kühnheit, die sind es, die wir heute brauchen. Die Einsicht aber, um die es sich hier handelt, ist nicht die der schematischen politischen Erfahrung auf auswärtigem oder innerem Gebiet, die sich im Gleise des Gewohnten und „Erprobten" bewegt; vielmehr bringt jetzt vielfach ein neues, fremdartiges, umfassenderes Material auf uns ein, mit dem unsre bisherigen politischen Kräfte noch nicht zu arbeiten gewohnt sind, vor dem sie sich aber gerade deshalb entschlossen und gründlich „neuorientieren" müssen. Dabei geht es ohne neue Methoden und Entschlüsse nicht ab.

In einem Aufsatz von Professor Max Weber in Heidelberg in der „Hilfe" (Nr. 17), der zu dem Beachtlichsten gehört, was während des Krieges über ein bestimmtes Gebiet der auswärtigen Politik geschrieben worden ist, lesen wir: „Deutschland hat die besten und ehrlichsten Fachbeamten der Welt. Was militärische Disziplin (wir fügen hinzu: und Führung) und Beamtentüchtigkeit können, hat die deutsche Leistung in diesem Kriege gezeigt. Aber die furchtbaren Mißerfolge der deutschen Politik haben auch gezeigt, was nun einmal durch diese Mittel nicht zu leisten ist."

Dem Empfinden des einfachen, braven Normalpolitikers entspricht es, die auswärtige Politik als die Summe der zwischen den Staatsregierungen schwebenden Beziehungen anzusehen. Der deutsche Politiker ist so brav, daß er sich eine Regierung eigentlich gar nicht anders vorstellen kann, als zugleich im Besitz der Macht und des Rechts, namentlich des Rechts gegen ihre eigenen Untertanen. Daher konnten zum Beispiel bei uns solche — im höheren Sinne betrachtet — moralische Ungeheuerlichkeiten vorkommen, wie die Auslieferung (denn eine solche bedeutete auch die Abschiebung an die Grenze) von Angehörigen der russischen politischen Opposition, vulgo „Revolutionären", an Rußland. Blicken wir heute darauf zurück, so ist natürlich jedermann klug genug, zu sagen, daß dergleichen das Gegenteil von „moralischen Eroberungen" in der übrigen Welt herbeiführte. Der deutsche Normalpolitiker aber, zumal der beamtete, kam da nicht einmal in Konflikt mit seinem sittlichen, geschweige denn mit seinem politisch-intellektuellen Gewissen.

Auch heute scheint es, daß unsre Diplomatie aus einer gewissen, zur zweiten Natur gewordenen instinktiven Gewöhnung, die Begriffe Regierung und Autorität nur verkoppelt zu denken, nicht den vollen Wert erkennt, den der moralische Eroberungszweck im ideellen wie im taktischen Sinn als Kriegswaffe besitzt. Dazu müssen wir uns mit vollkommener Entschlossenheit des Unrechts bedienen, das unsre Gegner bei sich zu Hause und sonst in der Welt begehen, und zu der Entschlossenheit müssen wir die taktische Klugheit fügen. Unsre Gegner, England und Rußland voran, haben in der großen politischen Strategie eine riesenhafte Fehlrechnung aufgestellt, indem sie unsre kriegerische und wirtschaftliche Volkskraft unterschätzten. Andernfalls hätten sie diesen Krieg nicht begonnen. In der politischen Taktik aber sind sie uns überlegen. Das braucht hier im einzelnen nicht ausgeführt zu werden; wir spüren es alle Tage — und auch, daß taktisch-politische Erfolge unter Umständen sich zu strategisch-politischen summieren können.

Bereits im vorigen Herbst war von der ukrainischen Frage die Rede. Wie könnte dies kostbare Mittel von uns benutzt werden, wenn wir besser wüßten, was moralische Eroberungspolitik ist! Die Lage ist reif dazu in der Ukraine — wir müssen nur begreifen und wollen ... und statt unsre Hoffnung auf eine unfaßbare, auf politischen Triebsand gegründete russische Regierung zu setzen, mit der man durchaus in Verhandlungen kommen will, vielmehr laut verkünden: Rußland als bisheriger, auf Eroberung, Gewalt und nationalistische Unterdrückung gegründeter Gesamtstaat geht uns nichts mehr an! Dieses Rußland war unser Feind; jetzt aber erkennen wir die nach Selbständigkeit strebenden, bisher von Rußland unterdrückt gehaltenen Völker an, vor allen Dingen die Ukrainer und die Finnländer! Finnland und die Ukraine müssen von uns in ihrem Recht auf selbständige nationale Staatenbildung begriffen und gestützt werden. Rußland hat das Recht verwirkt, auf die bisherige Weise als Einheits- und Herrschaftsstaat über zahllose nichtrussische, gegen ihren Willen gepreßte Untertanen betrachtet zu werden! Eine

Torheit wäre es, durch einen zappelig übereilten „allrussischen" Frieden Rußland selbst wieder zusammenzuschmieden und das Großrussentum gegen die andern Nationalitäten zu stärken. Unsre Regierung muß bei dem Reichskanzlerwort von der Befreiung der Fremdvölker nicht nur vom Zarismus, sondern überhaupt vom Großrussentum bleiben und erklären: Für uns ist das moralische Recht der bisher unterdrückten Völker eine Tatsache, und wenn russischerseits mit uns verhandelt werden soll, so verlangen wir außer mit den St. Petersburger Machthabern noch Unterhandlungen mit Ukrainern, Finnländern und so weiter besonders.

Was Rußland recht ist, ist unsern andern Feinden billig. Von Irländern und Indern, von Marokkanern, Algeriern, Tunesiern, von Griechenland, auch von Mexiko, ist ja bei uns in der Presse, in diplomatischen Reden und Noten gelegentlich und öfters gesprochen worden, aber es fehlt dieser ganzen Politik des Eintretens für die moralischen Rechte derer, die von unsern Gegnern niedergetreten werden, die rechte Geschlossenheit, der rechte Nachdruck und die rechte Konsequenz des unablässigen Zurückgreifens auf diese Dinge. Es ist eines der großen Gesetze in der Politik, daß nur dasjenige wirkt, was mit Nachdruck fort und fort wiederholt wird, was in jeder Diskussion, in jedem amtlichen Redeakt, der dazu Gelegenheit bietet, in der halbamtlichen und in der übrigen Presse, im Parlament und in der politischen Versammlung wiederkehrt. Hier ist es der Satz: Wir glauben an das Recht der Vergewaltigten und wir wollen ihre Sache mit zu der unsrigen machen!

Allerdings, eins ist dazu auch bei uns im Innern notwendig: Bismarcks Rezept zu befolgen. Wir müssen entschlossen eine Politik der Volksfreiheit, das heißt des Volksrechts auf Gestaltung der Staatseinrichtungen im Volkssinne, machen. Nach der Gleichheit des Todes in den Schlachten unsres Daseinskampfes kann es keine Ungleichheit der politischen Rechte mehr geben! Dies Wort des Abgeordneten Dr. Naumann im Reichstag gilt ohne Unterschied der persönlichen Stellung, die jemand zur Partei des Redners einnimmt. Es ist einfach unmöglich, nach dem was das Volk im ganzen geleistet hat, noch über die „Rechte" zu debattieren, die dieser Stand oder jene Gruppe im Vorzug vor andern Ständen und Gruppen besitzen soll. Man nenne das Demokratisierung, wenn man ein Schlagwort will, das auf die Völker draußen und auf die schematischen Köpfe Eindruck machen soll, aber nicht das Wort ist die Hauptsache, sondern die Beschaffung eines genügenden politischen Kredits für uns, daß wir nicht zum Schein, sondern in Wahrheit moralische Eroberungen zu machen entschlossen sind. Der Pendel zwischen „Regierung" und „Volkswille", wie Hans Delbrück das formuliert hat, muß jetzt einmal kräftig vor aller Welt Augen nach der Volksseite hin ausschlagen. Hier jetzt mit innerer Parteipolitik zu kommen, ist wirklich nicht an der Zeit, wo es den Weg in unsre Weltzukunft einzuschlagen gilt!

3. Macht, Recht und öffentliche Meinung

31. August 1917.

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Kühlmann, hat im Deutschen Reichstag kürzlich das Wort gebraucht: „In der Politik spricht die Macht, in der Politik spricht aber auch das Recht." Er fügte dann noch weiter hinzu: nur wenn wir unsre Politik auf diese beiden Pfeiler, Macht und Recht, gründeten, würden wir Dauerndes schaffen; eine nur auf dem Machtgedanken begründete Politik sei von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Was der Staatssekretär damit gesagt hat, ist an sich etwas Selbstverständliches. Allerdings hat es nie an Stimmen gefehlt, die da leugneten, daß in der Politik das Recht viel zu suchen habe. Wir erinnern uns an Machiavelli, der das Machtideal ohne alle Einschränkung vertrat. Bei uns haben sowohl vor dem Kriege als auch während des Krieges Vertreter des alldeutschen Gedankens in verschiedener Ausprägung das Prinzip „Gewalt, Gewalt und nochmals Gewalt" im Völkerleben verkündet. Gegenüber solchen Torheiten und üblen Reden ist es gut, wenn ein verantwortlicher deutscher Staatsmann sagt, neben der Macht müsse auch das Recht gelten und Macht ohne Recht führe zu nichts.

Also ein dankenswertes, ein sehr dankenswertes Wort sogar! Wir haben manchmal auch von den Vorgängern der jetzt an der Regierung befindlichen Männer gute Worte gehört. Sie haben aber im Auslande meist wenig Eindruck gemacht, und zwar hauptsächlich deshalb, weil unsre Politik die psychologischen Werte nicht richtig zu handhaben gelernt hat. Allerdings hat Herr von Kühlmann in derselben Rede auch gesagt, man müsse dem Gegner psychologisch „an der Klinge bleiben". Wiederum ein vortrefflicher Ausdruck. Eines der obersten Gesetze psychologischer Wirksamkeit ist aber dieses, daß auch die beste Rede, das beste Wort praktisch-politisch wenig nützen, wenn nicht die angeschlagene Note dauernd wiederholt, in den öffentlichen Kundgebungen der Regierung und in der unabhängigen Presse immer von neuem benutzt wird. Wir beantworten feindliche Angriffe, die sich an die öffentliche Meinung der kriegführenden Länder richten, mit sachlichen Widerlegungen von der Art, wie sie in offiziösen Blättern stehen, und wenn das Werk getan ist, lassen wir die Angelegenheit wieder ruhen. Damit wird nichts erreicht: so zu arbeiten vermag nur politische Unerfahrenheit. Glaubt die Unerfahrenheit sich dabei in den Faltenwurf bureaukratischer Vornehmtuerei hüllen zu sollen — um so schlimmer. Auf unserm politischen Schlachtfeld wirkt nur die niemals abreißende Festhaltung desselben Motivs in allen Tonlagen und mit allen Hilfsmitteln. Wodurch haben denn die Gegner uns die verderblichen Niederlagen auf dem „moralischen" Kriegsschauplatz beigebracht? Vor allen Dingen dadurch, daß sie einige wenige Behauptungen in stupider Eintönigkeit und millionenfacher Wiederholung, in unzähligen Reden, mit endlosem Schreiben und Drucken, den Völkern ins Gehirn hineinarbeiteten. Stupid, scheinbar stupid, und nicht nur das, sondern auch gewissenlos und

böswillig, aber psychologisch richtig berechnet und wirksam! Wenn man also nicht auch bei uns sich entschließt, diese Methode richtig anzuwenden, so werden auch die besten Worte politisch so wirkungslos bleiben, als ob sie nie gesprochen wären. Und dabei haben wir das bessere Material!

Der Staatssekretär hat selbst gesagt, alles was bei uns geredet und geschrieben würde, dringe auch bis zu unserm Feind. Es dringt nicht nur dorthin, sondern es übt auch Wirkungen aus — gute, wenn psychologisch richtig, verderbliche, wenn psychologisch falsch geredet wird. Die Kühlmannsche Formel, in der Politik spräche die Macht, aber auch das Recht, ist gut, aber nicht vollständig. Sie muß dahin erweitert werden, daß zu der Macht und dem Recht als dritter wirksamer Faktor die öffentliche Meinung tritt. Keine Regierung und kein Volk kann auf die Dauer Krieg führen, ohne die Macht der öffentlichen Meinung zu spüren. Die öffentliche Meinung läßt sich weder unter die Begriffsordnung der Gewalt, noch unter die des Rechtes bringen, aber sie ist unter Umständen stärker als Gewalt und Recht. Rußland hat 1905 seinen Krieg gegen Japan in dem Augenblick verloren, wo es sonst sicher gewesen wäre, ihn zu gewinnen — wenn nicht die öffentliche Meinung im Volke gegen den Krieg gewesen wäre und die Regierung der Revolution wegen die Truppen vor den Japanern, die am Ende ihrer Kräfte waren, hätte zurücknehmen müssen. Umgekehrt sehen wir heute, daß ein fast zerschmettertes Rußland seinen Kriegswillen nicht aufgibt, weil die öffentliche Meinung sich von dem Glauben hat erfüllen lassen, Deutschland müsse vernichtet werden, wenn das russische Volk seine „Freiheit" bewahren solle.

Macht, Recht und öffentliche Meinung! In dieser Formel liegt nichts weniger, als das Gesetz des Sieges im Weltkriege für uns enthalten. Spüren wir es nicht an uns selber, daß uns die Kräfte zum Sieg in dem Augenblick verlassen würden, wo unsre öffentliche Meinung nicht mehr, zum festen nationalen Willen gesteigert, die Mehrheit unsres Volkes unter den Waffen und in der Heimat emporhielte? Darum kämpft auch die „Deutsche Politik" so andauernd für die Herbeirufung des Volkes im ganzen zur Mitbestimmung seiner Geschicke, weil nur starkes Erfüllen der Gesamtnation mit politischem Aktivitätsgefühl, nur Festhalten des Massenwillens bei Not, Tod und Kampf um des Sieges willen, uns diesen Sieg noch schaffen kann! Es ist Unfähigkeit, sich von der trockenen Bläße alter Formeln freizumachen, wenn einer diesen inneren Kampf in Deutschland nicht anders zu beurteilen weiß, als nach dem Schlagwort von der Demokratisierung. Das ist eine Formel, die man meinetwegen brauchen mag, wie man um der Einfachheit halber auch chemische Buchstabenformeln für Bewegungsvorgänge in den Stoffen braucht, aus denen unsre Welt und wir selbst uns aufbauen. Über alle Formeln hinaus brauchen wir aber die Einheit im Willen der Masse, unser nationales Dasein, unsre Zukunft zu sichern und zu behaupten. In gewöhnlichen Zeiten ist die Aufgabe derjenigen, die sich als Führer aus der Menge hervorheben, nicht so schwer. Die Schwierigkeit fängt aber an, wenn die Opfer, die der Masse zugemutet werden, sich steigern und steigern, wenn auf der einen Seite immer nur gesagt werden

kann: es gilt eure und eurer Kinder Zukunft, auf der andern aber der Tod auf dem Schlachtfelde nun schon ins vierte Jahr seine Ernte hält, die immer knappe Nahrung nicht reichlicher werden will und die Kraftquellen ausschließlicher aus der Anspannung des Willens, nicht mehr aus der Zunahme von Speise und Trank, aus Licht und Wärme, wenn es kalt wird, hervorfließen müssen.

Es kommt bei uns nicht mehr darauf an, daß das geschieht, was einzelne politische Richtungen nnd Genossenschaften nach Interesse und Gesinnung vom Kriege verlangen, sondern darauf, daß lebendiges Vertrauen in die Volksmasse hineingegossen wird. Die Lenker, die uns siebzig Millionen Deutschen heißen zu kämpfen, zu bluten und Not zu leiden, sie müssen auch an das deutsche Volk im ganzen ohne Unterschied von Stand, Beruf und Vermögen glauben, sie müssen der Masse gegenüber die tiefe Dankbarkeit hegen, daß sie ihr durch die Tat den Entschluß zeigen wollen, alles auf sie zu stellen. Die „oberen" Stände, was man so Besitz und Bildung nennt, die können die Schützengräben nicht füllen, können die Kohle nicht fördern, die Munition nicht schmieden, die unser Daseinskrieg braucht. Bringt unsre Regierung der Masse des Volkes nicht das notwendige und verdiente Dankopfer der Demokratisierung, tut sie es nicht ehrlich und fest und schleunig, so zerbricht unsre Einheit und der Sieg entgleitet unsern Händen. Hier sehen wir an uns selbst, wie Einheit not tut. Wenn wir aber klug sind und das Material zu benutzen verstehen, das uns aus der feindlichen Welt zufließt, so merken wir auch leicht, daß es bei den Gegnern, vor allem beim gefährlichsten Gegner, England, nicht anders steht. Das, worum die englische Kriegführung im Innern kämpft, ist die Einheit des Volkswillens. Lloyd George, der englische Diktator und Kriegsmacher, weiß genau, daß sein Krieg verloren ist, sobald ein erheblicher Teil des englischen Volkes, sei es auch nur eine starke Minderheit, ihn nicht mehr will und sich nicht mehr davon überzeugen läßt, daß er notwendig ist. Das Hauptmittel, mit dem Lloyd George, Northcliffe und Genossen die englische Meinung fort und fort in den Krieg treiben, ist ihre Predigt, Deutschland sei der Angreifer, Deutschland vertrete die Lehre von der Gewalt, die über alles Recht gehe, Deutschland wolle die Welt erobern und die Völkerfreiheit zertrümmern. Man sagt, die Heuchelei sei im Grunde das stärkste Bekenntnis zur Macht der Wahrheit, weil der Heuchler sich nicht traut, anders Glauben zu finden und zu siegen, als indem er sich in den gefälschten Mantel der Wahrheit kleidet. Sehr richtig. Ebenso unzweifelhaft aber ist es richtig, daß man kein großes Volk, auch das englische nicht, bei einem Kriege festhalten kann, der so viele Opfer fordert und mit der Zunahme der Opfer auch zunehmendes Nachdenken und wachsende Kritik erregt, wenn man dem Volk nicht den Glauben beibringen kann, es handle sich um hohe und große Ziele. Nur ein törichter Mensch kann sich einbilden, es wäre Lloyd George möglich, den Kriegswillen in der Mehrheit des englischen Volkes einfach auf das stillschweigende brutale Einverständnis hin zu erhalten, es gelte einen großen Raubzug in allen Erdteilen, und vor allem die Ausplünderung Deutschlands. Das sind Gedanken einzelner politischer Führer und be-

stimmter materiell interessierter Schichten in England, aber das ist kein Programm, für das man ein englisches Volksheer, das im Verhältnis fast so viel bedeutet wie das deutsche, ohne Unterlaß in die flandrischen Blutbäder treiben und die Nation ins Endlose zu den auch für England immer schwerer werdenden Opfern anspornen kann. Die Möglichkeit, den englischen Kriegswillen geschlossen zu erhalten, steht und fällt mit der andern: der englischen öffentlichen Meinung den Glauben an Englands Recht und Deutschlands Unrecht zu erhalten. Die englischen Kriegstreiber haben kein andres Mittel, die Einheit unsres nationalen Willens zu erschüttern, als daß sie versuchen, den materiellen Druck, unter dem wir leiden, bis ins Unerträgliche zu steigern. Unsre Staatsmänner aber halten ein viel stärkeres Mittel in der Hand, die innere Einheit des englischen Kriegswillens aufzuheben. Nur müssen sie verstehen, wie man es anwendet!

Durch nichts andres sind wir imstande, die innere politische Front in England so sicher zu sprengen, wie durch das wiederholte und freimütige Bekenntnis zum Recht als zur Entscheidungsgrundlage im Völkerstreit — wenn es in einer Weise geschieht, die zugleich geschickt ist und sachlich überzeugend wirkt. Nicht jene, sondern wir sind in Wahrheit die moralisch Stärkeren; jene aber, die Kriegstreiber der Entente, sind bisher die unendlich Geschickteren gewesen. Wir, nicht sie, wagen es zum Beispiel, die sozialdemokratischen Vertreter nach Stockholm zu schicken. Warum benutzt man von seiten unsrer Regierung diese unvergleichliche moralische Waffe so schlecht? Ist das Staatskunst? Sieht man nicht, welch ein Kampfmittel für die öffentliche Meinung man da in der Hand hält — oder wagt man nicht, es zu gebrauchen? Engländer, Franzosen und Amerikaner fürchten sich wie vor dem Feuer davor, daß die Aussprache in Stockholm unser Recht an den Tag bringen könnte. Die Proben, die unsre sozialdemokratischen Vertreter neulich dort von ihrem Standpunkt gaben, haben die helle Angst der Entente erregt, es könnte noch mehr von diesem deutschen Gericht aufgetischt werden. Das ist das eine, was sie fürchten. Das andre ist ihre Besorgnis vor dem Wachstum des politischen Einflusses der Sozialdemokratie in England, in Frankreich und in Amerika. Das sind die Demokratieen im Heuchelkleide, die Demokratie und Freiheit im Munde führen, aber ihnen in weitem Bogen aus dem Wege gehen, wo sie ihnen wirklich begegnen können! Wie leicht wäre es, der Entente hier eine moralische Niederlage zu bereiten, von der sie sich nicht wieder erholt. Wo aber sind die Leute bei uns, die das fertig bringen? Rußland hat uns wider unsern Willen zur Kriegserklärung gezwungen, England wider unsern Willen zum rücksichtslosen U-Bootkrieg. Was ist notwendiger, als daß wir nicht aufhören, jene als die Zerstörer von Frieden und Recht auf der Welt zu brandmarken, uns aber als diejenigen zu erweisen, die, indem sie, gezwungen und überfallen, um ihr Dasein ringen, in Wahrheit dafür kämpfen, daß Weltfriede und Weltrecht hinter dem Weltkrieg wieder ans Ruder gelangen können? Das Material, um diese Wahrheit zu erweisen, ist so groß, die Schwächen und Blößen der Gegner so zahlreich, die Methode des Erfolges so einfach, daß es für jede wirkliche Staatskunst ein Leichtes sein sollte,

aus unsrer bisherigen matten, ungeschickten und wenig überzeugenden Verteidigung zu kraftvoll durchgeführten und erfolgreichen Angriffen überzugehen. Nur ein Blinder kann sich heute noch davor verschließen, daß die Entscheidung im Weltkriege nicht mehr durch das Schwert allein, sondern ebensosehr und vielleicht noch eher durch richtige politische Strategie und Taktik erreicht werden wird. Es ist bei uns einiges dieser Art in letzter Zeit versucht worden, keineswegs ohne Erfolg. Im Vergleich dazu aber, was noch geschehen muß und geschehen kann, war es ein gar zu bescheidener und zaghafter Anfang. Die Hauptsache muß noch kommen, wenn es noch Staatsmänner bei uns gibt.

Ein Staatsmann soll die Natur des Gegners erkennen. Bei Rußland haben wir sie im entscheidenden Augenblick nicht erkannt und damit diesem Feinde wieder auf den Weg der Sammlung und Zusammenfassung seiner politischen Kräfte gegen uns geholfen. Die nationalistische und kriegsbegeisterte Gegenrevolution ist im Vordringen, Kerenski ist ihr Prophet geworden, und es wird nicht lange dauern, bis er sich in der Kriegspolitik Leuten wie Miljukow angeglichen hat. Daß die russische Revolution in das kriegerische Fahrwasser kam, ist das Werk unsrer in bezug auf Rußland unwissenden Politik. Gut (oder vielmehr nicht gut!) — finden wir uns damit ab, daß die für unsre Staatslenkung maßgebenden Leute Rußland gegenüber schwere Fehler gemacht haben, seien wir darauf gefaßt, daß die Reihe auf diesem Gebiete vielleicht auch jetzt noch nicht abgeschlossen ist, und hoffen wir, daß die inneren Schwierigkeiten Rußlands am letzten Ende doch noch besser für uns arbeiten werden, als unsre eigene Politik es bisher getan hat.

Nun aber England! Bei England, so sollte man doch meinen, ist es für den deutschen Politiker nicht so schwer, psychologisch richtig zu verfahren, wie bei Rußland, wo Sprache, Volksart, Geschichte und so weiter für den durchschnittlichen Deutschen, auch für den durchschnittlichen deutschen Staatsmann, unbekannte Größen sind. Kann man wirklich an der jetzigen Lage der Dinge in England vorbeisehen? Ist es nicht deutlich, daß Lloyd George und Northcliffe, die Vertreter des heuchlerischen, lügenhaften und brutal gewaltpolitischen Englands, vor nichts soviel Furcht haben, wie vor einem Eintreten Deutschlands für Frieden und Menschlichkeit? Sie kämpfen nicht nur um den Sieg, sie kämpfen auch um die Rettung ihrer selbst. Daher ihre verzweifelte Kriegswut. Sie wissen, daß sie und ihr Krieg zusammen verloren sind, wenn Deutschland erklärt, zu einem Frieden ohne erzwungene Annexionen und Entschädigungen bereit zu sein. Ihr tägliches Gebet ist, daß ihnen deutsche Stimmen beschert werden mögen, mit denen sie dem andern England, das an Frieden denkt, die Unaufrichtigkeit Deutschlands und die Fortdauer der „deutschen Gefahr" glaubhaft machen können. Jeder englische Staatsmann, nicht nur Lloyd George, weiß, daß im kritischen Augenblick, wenn es an die Liquidation des Krieges geht, die Karten Englands aufgedeckt werden müssen und England dann seine Eroberungspläne bekennen muß. Welch eine Niederlage für die englische, welch ein Augenblick für die deutsche Politik, wenn sie sich jetzt klar und

offen zu dem Grundsatz bekannt hat, den die Reichstagsresolution wiedergeben soll! Wir können alles glänzend gewinnen, den Krieg, unsre Zukunft, die öffentliche Meinung der Welt, wenn wir jetzt Einsicht und Entschlossenheit genug bewahren und eine psychologisch richtige Politik gegen England aufbringen. Wir können England moralisch zerschmettern, wenn wir wollen — das England, das sich von dem bösen Feind des Friedens, Lloyd George, immer weiter in das Blutmeer hineinpeitschen läßt. Wir können freilich etwas anderes tun: falsche Politik zur Freude Lloyd Georges, Wilsons, Poincarés und der gesamten Entente! Dazu brauchen wir nur weiter so zu tun, als ob es keine Staatskunst und keine politische Führung bei uns gäbe, die weiß, was sie will.

4. Offensive und Ideenkampf

29. März 1918.

Hermann Stegemann erinnert am Schluß des zweiten Bandes seiner Geschichte des Weltkrieges an das Wort des früheren Generalstabschefs Grafen Schlieffen über den Ermattungskrieg:

„Solche Kriege sind aber zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie gegründet ist und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muß. Eine Ermattungsstrategie läßt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert."

Dazu sagt Stegemann:

„Seit Mitte Februar 1915 war das Unmögliche möglich geworden, der Krieg wurde auf diese Weise betrieben, nachdem sich Moltkes Weissagung erfüllt hatte, daß keine der großen Mächte in einem oder zwei Feldzügen vollständig niedergeworfen werden könnte."

Dann heißt es bei Stegemann weiter, und die nun folgenden Sätze scheinen mir grundlegend für die Auffassung des Weltringens zu sein und den Verfasser als einen Mann von wahrhafter geistiger Bedeutung zu kennzeichnen:

„Da aber die Völker nur dann zu einem solchen Kriege willig waren, wenn er einer höheren Idee dienstbar erschien und man aus dem Weltkrieg weder einen Glaubenskrieg noch einen Rassenkrieg machen konnte, so wurde er von England, Frankreich und Rußland fortan im Namen der ‚Freiheit und Gerechtigkeit' und gegen den ‚preußischen Militarismus' geführt.

„Der Gegensatz innerer staatlicher Auffassungen und Ordnungen, der Preußen-Deutschland von den Westmächten mit ihrer Demokratie trennte und der Bildung einer gemeinsamen politischen Weltanschauung und Weltstimmung gegen Deutschland in den letzten vierzig Jahren so förderlich gewesen war, erleichterte diese Umprägung des größten Krieges, der um die Welthandelsherrschaft und das im angelsächsischen Sinne zu ordnende europäische Gleichgewicht geführt worden ist, zu einem politischen Ideenkrieg, der nach und nach die ganze Welt in seinen Bann riß.

„Nur die begriffliche Bestimmung des Krieges als eines Ideenkampfes hat England und Frankreich gestattet, den gegen Deutschland gerichteten Feldzug aus der Fülle der in ihren Völkern ruhenden Kräfte zu speisen und jahrelang fortzusetzen, während Rußland im Kriege verharrte, weil der Zarismus von den Karpathen den Weg nach Konstantinopel suchte und das liberale Bürgertum und die Arbeiterschaft diesem Kriege nicht widerstrebten, solange er ihnen nicht die innere Befreiung gebracht hatte, die früher oder später aus Siegen oder Niederlagen der Zarenarmeen und vor allem aus der fortgesetzten politischen Ideengemeinschaft und materiellen Interessenverflechtung mit den Westmächten erwachsen mußte. Deutschland und Österreich-Ungarn blieb gegenüber solchen Triebkräften zum Kriege zunächst nichts als das Bewußtsein, für ihren staatlichen Bestand und ihre Selbstbestimmung zu kämpfen. Aber es genügte fortan nicht mehr, sich gegen die Feinde von heute und morgen zu behaupten, sondern man mußte auch den Ideenkampf auskämpfen, der sich gebieterisch ankündigte, und mußte ihn deshalb zugleich im eigenen Schoße und nach außen führen, ohne sich durch die wachsenden Entbehrungen niederdrücken zu lassen und ohne die kriegerische Kraft zu schwächen, die im Westen einen lebenden Wall errichtet, im Osten den großen Angriffsfeldzug der russischen Übermacht zum Scheitern gebracht und die Küsten des bedrohten Vaterlandes mit eiserner Wehr umgürtet hat."

Wer Stegemanns Werk kennt, wird zugeben, daß es, soweit wie unter solchen Verhältnissen Objektivität möglich ist, objektiv geschrieben ist, wenn auch getragen von Bewunderung für die Leistungen deutscher Kraft. Sie raubt dem Verfasser aber nicht die Fähigkeit, kritisch zu sehen, auch uns gegenüber, und ein Beispiel dafür, wie er Kritik übt, ist in den angeführten Sätzen gegeben. Der politisch und historisch gebildete Leser sagt sich: Das eben ist die eigentliche und gefährlichste Schwäche unsrer Stellung im Weltkriege, daß ein großer Teil unsrer öffentlichen Meinung nicht einsieht, wie die Feinde nur darum imstande sind, ihren Völkern so große Opfer aufzuerlegen und den Kampf so lange zu führen, weil man in ihnen ein Bewußtsein zu erwecken verstand, der Krieg sei ein Ideenkampf, ein Kampf um große geschichtlich-sittliche Ziele. Demgegenüber bedeutet es wenig, wenn wir darauf hinweisen, daß darin sachlich eine Unwahrheit liegt und daß sich an so vielen Stellen der materielle Eigennutz der Entente-Genossen offenbart. Es ist eine überwältigende Eigenschaft des idealen Prinzips, daß schon eine geringe Beimischung von ihm, ja selbst der bloße Glaube, es sei etwas von ihm da, für die Vorstellungen und Handlungen der Menschen so zu wirken imstande ist, als ob es die Idee selbst in ihrer Reinheit sei, wofür gekämpft wird. Diese Erfahrung mit unsern Feinden machen wir fast vom ersten Tage des Krieges an, und um ihretwillen ist von uns immer wieder die Forderung erhoben worden, unsre politische Leitung möge doch endlich das Gesetz der moralischen Offensive begreifen. Nach den niederdrückenden Erfahrungen politischer Unfähigkeit, die wir andauernd in diesem Stück gemacht haben, verstärkt sich freilich mehr und mehr der Zweifel, ob hier noch etwas Entscheidendes für uns wird gebessert werden können. Damit

aber belasten wir selbst uns für den Kampf mit einem Bleigewicht, dessen Fortschleuderung uns erst Freiheit geben würde, zu entscheidenden Streichen auszuholen. Hier liegt eine Schwäche unsres nationalen Wesens und daher auch unsrer Führung vor, die kaum anders erklärt werden kann, als durch die politische Öde und Leere des einseitig materialistischen Glaubens an Gewaltwirkungen, in dem die heute führende Generation aufgewachsen ist. Jetzt rächt sich die Geistlosigkeit unsres langjährigen Verzichts auf die Mittel psychologischer Vorbereitung des Weltkampfs, der uns nun einmal nicht erspart bleiben konnte!

Der Glaube, daß unsre Feinde einen Ideenkampf kämpfen, der ist es auch, der ihnen das Wagnis erleichtert, die Neutralen derart zu vergewaltigen, wie jetzt Holland. Was jetzt den Holländern angetan wird, das ist der deutlichste Beweis, daß endlich der U-Bootkrieg hart zu wirken anfängt. Über die Torheit, die den rücksichtslosen U-Bootkrieg schon 1915 oder 1916 führen wollte, und über den Leichtsinn, mit dem vor einem Jahr in Aussicht gestellt wurde, in sechs Wochen oder sechs Monaten werde England erledigt sein, steht heute das Urteil fest. Wenn später einmal an diese Episode erinnert werden wird, so wird es geschehen, um zu zeigen, wie gefährlichen Kräften einst die Entscheidung über unser Geschick überlassen war. Jetzt aber scheint es wirklich soweit zu sein, daß die Gegner fühlen: der U-Bootkrieg bedroht uns mit dem Verlust des Krieges! Anders ist nicht zu erklären, daß sie zu dem brutalen und verzweifelten Mittel gegen Holland greifen. Daß sie es aber, sei es auch in höchster Not, wagen dürfen, durch ein solches Mittel sich wieder Rettung auf einige Zeit zu schaffen, kommt daher, daß hinter ihnen die Macht des Glaubens an den Ideenkampf steht. Der Zweck heiligt die Mittel! Damit rechtfertigt nicht nur die Entente ihr Vorgehen, sondern dadurch wird die Kraft des Widerspruchs selbst bei einem Teil der Betroffenen gelähmt — dem Teil, der an die Tatsache des Ideenkampfes gegen Deutschland glaubt. Unter den Holländern, unter den übrigen Neutralen, ja sogar unter den Feinden, ist aber dieser Glaube nicht nur durch die Kunst der gegnerischen Verleumdung mächtig geworden, sondern ebensosehr durch die wahrhaft klägliche Schwäche der von moralischen Ideen getragenen Offensivhandlung bei uns.

Wir haben jetzt wieder durch die Schrift des früheren Londoner Botschafters Fürsten Lichnowsky einen Beweis dafür bekommen, wie brüchig es mit der Tragfähigkeit eines wichtigen Stücks der Grundlagen unsrer auswärtigen Politik aussieht: der Bereitschaft zu restloser Hingabe der Persönlichkeit an die Sache als selbstverständliche Regel der deutschen Disziplin. Daß die Lichnowskysche Veröffentlichung an sich eine furchtbare Kritik für diejenigen bedeutet, die an der Wahl dieses Mannes schuld sind, ist selbstverständlich, aber nicht die Hauptsache. Wenn der Fürst Lichnowsky sich noch ein Stück Selbstbesinnung bewahrt hat, so muß er jetzt einen zweiten Brief schreiben und bekennen, worin er geirrt und gefehlt, und was er angerichtet hat. Man fragt jetzt, was wahr und was falsch an seinen Worten ist. Viel erschütternder als selbst die volle oder die halbe Wahrheit der Lichnowskyschen Kritik an unsrem Verhalten gegen England sein könnte, ist der Einblick in

die ganze Atmosphäre unsres diplomatischen Dienstes, den der Brief gewährt. Wir sehen, wie in der Wilhelmstraße nicht jenes höchste Ideal des Staatsmanns nach Plato, die Wachsamkeit, das heißt das Aufgehen aller persönlichen Kräfte im Staatswohl, herrscht, sondern wie die Energie des Strebens durch persönliche Gegensätze geleitet wird; wie nicht die Macht und Fülle des Weltgeschehens durch die Räume zittert, sondern wie die Leute mit der Frage umhergehen: Was kann mir dieser nutzen? Wie kann ich jenem schaden? Wir sehen, wie die Entscheidungen beeinflußt werden durch persönliches Wohl- oder Übelwollen, wie der Neid sich krümmt, wie Freude über Mißerfolge des andern lebendig wird. Ein Mann wie der Fürst Lichnowsky ist niemals ein einziges unbrauchbares Gewächs auf gutem Boden, sondern solche Erscheinungen zwingen notwendig zu dem Schluß, daß in dem Boden selbst üble Kräfte liegen. Über den Torheiten und Kleinlichkeiten, die dieser traurige Mensch vorbringt, und über die man sich schüttelt, läßt sich nach dem Urteil von wirklichen Kennern des auswärtigen „Dienstes" bei uns doch nicht bestreiten, daß unsre Diplomaten in vielen Fällen auf ihrem Posten im Auslande vom Amt her ungenügend orientiert wurden, und daß sie wußten, solche Berichte von ihnen würden die angenehmsten sein, die am meisten den Ideen und Vorstellungen an maßgebender Stelle und dem Wunsch, alles optimistisch zu sehen, entsprachen. Der Standpunkt, den Lichnowsky zur Türkei und Österreich-Ungarn vertritt, ist sachlich falsch und politisch wenig ehrenhaft, und was er über Rußland sagt, ist so dumm und so unwissend, daß es keine Worte dafür gibt, an einer andern Stelle aber kann die Politik, die sich weigerte, den Vertrag mit England über Portugiesisch-Afrika und die Bagdadbahn zu unterschreiben, allerdings nur noch mit jenem bitteren Worte Bismarcks vom Geheimrat, „diesem Gemisch aus Dummheit und Bosheit", gekennzeichnet werden. Nur braucht, um dies seit Menschengedenken dümmste Stück unsrer auswärtigen Politik zu kennzeichnen, nicht erst ein Fürst Lichnowsky zu kommen, der selbst seine „Kritik" durch Verdächtigung unsrer Ziele im Orient zu entwerten versteht.

Alle diese Dinge scheinen jetzt unterzugehen unter dem Donner der militärischen Offensive. Wenn man aber weiß, was die moralische Offensive neben der militärischen bedeutet, so wird man sich auch sagen, daß es die Aufgabe des wahrhaften Staatsmannes bleibt, selbst mitten in der Schlacht an den höheren Zweck zu denken, dem die Schlacht dienen soll, und wenn wir aus Anlaß der Lichnowskyschen Schrift mit unserm Urteil über die Atmosphäre in der Wilhelmstraße, aus der er hervorgegangen ist, in keiner Weise zurückhalten dürften, so glauben wir darum doch nicht, daß es in unserm auswärtigen politischen Dienst nnd im Auswärtigen Amt überhaupt an Staatsmännern fehlt. Nur sollten sie ihre Eigenschaften auch darin zeigen, daß sie das Übel der Stickluft um sich herum beseitigen. Wer über die Dinge orientiert ist, der weiß, daß sowohl bei Amerika als auch bei einer an Kraft wachsenden Partei in England Bereitschaft zum Vergleich mit uns da war. Wilson, mag man sonst so scharf über ihn urteilen, wie man will, kann nicht einfach als Mitglied der Entente bezeichnet werden, sondern nahm bis jetzt eine Sonderstellung ein,

und was Frankreich angeht, so war es nicht schwer zu sehen, daß je extremer die Forderungen der französischen Regierung waren, desto leichter in England und Amerika die Parole ausgegeben werden konnte: dafür setzen wir den Krieg nicht mehr fort! Lord Lansdowne hat am 5. März an den „Daily Telegraph" einen Brief geschrieben, der darum höher als die früheren Äußerungen des Lords zu bewerten ist, weil mittlerweile deutlich geworden war, daß die Tage Lloyd Georges gezählt sind. Vielleicht war es trotzdem nicht möglich, die Offensive zu unterlassen, weil Lloyd George durch die maßlose englische Zeitungskorruption die Vorschläge Lansdownes, selbst wenn wir ihnen entgegenkamen, noch einmal hätte zu Fall bringen können. Dann aber wäre es gut gewesen, die Offensive psychologisch besser vorzubereiten. Ohne Frage liegt die Schuld, daß es nicht im letzten Augenblick zur Aussprache kam, überwiegend bei den Gegnern, bei Clémenceaus wütendem Starrsinn, bei Lloyd Georges blutig verbissener Boxergesinnung und bei Wilsons salbungsvollen Unverschämtheiten, mit denen er seine Friedensreden dem deutschen Empfinden zum Ekel macht — aber auch unsre Staatsleitung muß sich die Frage vorlegen lassen, warum Graf Hertling die Frage Lord Lansdownes wegen Belgien ebensowenig erneut zu beantworten den Entschluß fand, wie sein Vorgänger Michaelis die Frage Asquiths. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Ideenkampf es ist, aus dem die Kräfte der Feinde ihre Nahrung ziehen, und daß Belgien, ganz gleichgültig ob sachlich mit Recht oder Unrecht, im Streit für unsre Feinde dasselbe ist, wie die Erde für den Riesen Antäus in seinem Kampfe mit Herkules: so oft er, schon halb niedergeworfen, sie, seine Mutter, berührte, erhielt er neue Kraft. So wahrscheinlich ist es, daß wir in dem großen Waffenkampf, der jetzt begonnen hat, Erfolge haben werden, so wenig können wir darauf rechnen, den Sieg der Waffen durch einen dauernden Frieden zu krönen, wenn wir nicht zugleich das Gesetz des Ideenkampfes und der moralischen Offensive begreifen. Mit bloßer Waffengewalt kann man Gebilde zertrümmern, die so ohne sittliche Grundlagen und so innerlich faul dastanden, wie im Osten der Zarismus und die Gewaltherrschaft des Großrussentums. Dort ist aus dem Machtfrieden, der die Großrussen traf, das Volk, das keinen andern Eindruck spürt, als den der überlegenen Kraft, sogleich die Freiheit aller innerlich tüchtigeren osteuropäischen Völker von den Finnländern bis zu den Ukrainern gefolgt. Darum ist auch das Prinzip unsres Ostfriedens gar nicht die Macht im Sinne der Fähigkeit, Gewalt zu üben, sondern nur im Sinne des Vermögens, schöpferisch Leben und Freiheit zu schaffen. Ebenso könnte im Westen selbst hinter dem gewaltigsten Siege kein Frieden unser Ziel sein, bei dem die Macht anders angewendet werden sollte, als dazu, der ausgleichsfreundlichen Richtung beim Gegner zum Übergewicht über die verbissene, unehrliche und blutgierige zu verhelfen. Sind wir aber dazu entschlossen, dann sollen wir uns auch nicht der Täuschung hingeben, die staatsmännische Handlung dürfe durch die militärische ausgelöscht werden. Es wird nicht möglich sein, Siege fruchtbar zu machen, wenn die Staatskunst ihr Stichwort erst von der Kriegführung erwartet.

5. Andre Männer

5. Juli 1918.

Lord Northcliffe ist Chef der politischen Offensive in England. Er leitet die Propaganda, die das Recht der Entente, voran dasjenige Englands, erweisen, den Kriegswillen in England und den verbündeten Ländern befestigen und die Feinde verwirren soll. Er ist ein Mann ohne moralisches Gewissen; Lüge, Roheit und Zynismus sind sein tägliches Handwerkszeug. In deren Benutzung aber ist er Meister. Er arbeitet zusammen mit Lloyd George, der einmal von Deutschland gesagt hat: ein Volk in solcher Lage müsse schwer bewaffnet und militaristisch sein, und der heute alle Regungen brutalen Boxerinstinkts, deren die englische Seele fähig ist, in sich verkörpert und sie auf Deutschland losläßt. Diesem Geschäft muß aber der Mantel der Moral und Gottwohlgefälligkeit umgehängt werden. Der Kampf gegen Deutschland muß dem Weltbewußtsein — und wieder voran dem englischen — als Pflicht im Namen der Menschheit erscheinen. Anfang Juni hielt Lloyd George in Edinburg vor dem Verband der Buchdrucker eine Rede auf die Bundesgenossen und sagte darin:

„Die Rede, zu der Sie mich aufgefordert haben, ist dem Erfolg der Sache der Alliierten gewidmet. Wenn aus irgendeinem Grunde die Alliierten keinen Erfolg haben würden, so würde es eine traurige Welt sein, in der wir leben müßten ... Die Bedeutung und Wichtigkeit der Kämpfe, denen wir heute gegenüberstehen, kann nicht übertrieben werden. Der heutige Kampf ist der Kampf gegen das preußische Ideal des Militarismus mit seiner Verachtung der Freiheit, seiner Verachtung der Menschenrechte, seiner Verachtung der Menschlichkeit. Wenn wir heute keinen Erfolg haben würden, so würde die Zivilisation der Gegenwart in die dunkelste Zeit der Vergangenheit zurückgeschleudert werden. Wir zahlen einen hohen, traurigen und quälenden Preis für den Sieg. Aber die Summe des ganzen menschlichen Elends, die für den Sieg bezahlt würde, erreicht die Werte nicht, um die es sich heute handelt."

Auf diesen Ton ist die ganze englische Kriegshetze gestimmt, als deren Einpeitscher Lord Northcliffe arbeitet. Natürlich überlegt er sich dabei, was von Deutschland alles kommen könnte. Vor allen Dingen braucht er eine deutsche Regierung, in der weiterhin wie bisher niemand auf die Kreuzzugspredigt gegen Deutschland als Verächter der Menschlichkeit zu antworten versteht. Er braucht nach wie vor ungeschickte Männer an allen denjenigen Stellen in Deutschland, denen es obliegt, das Gesetz und die Taktik unsrer moralischen Gegenoffensive zu finden; Männer, die imstande sind, ihre Ohren fest gegen jeden Rat und jedes Verlangen zu schließen, das gegen die Entente bereitliegende Material möge richtig als Waffe gegen den Feind gebraucht werden.

Northcliffe und Lloyd George überlegen weiter: Was müssen wir uns noch in Deutschland wünschen und worauf muß die Offensivpropaganda, was Deutschland angeht, eingestellt werden? Es ist klar, auf welches Ziel sie hinaus muß. Wenn irgend möglich, so müßte in Deutschland ein Reichs-

kanzler oder ein Staatssekretär der Alldeutschen ans Ruder kommen! Womit bringt es die deutsche Regierung fertig, ihr Volk trotz des Drucks, der auf ihm lastet, noch zusammenzuhalten? Offenbar dadurch, daß man ihm den „Vernichtungswillen" der Alliierten vorhält. Können *wir* dem englischen, französischen, amerikanischen Volk zeigen, daß jetzt die Anbeter des Krieges, die Verkünder der deutschen Weltherrschaft, die kriegerische Macht Deutschlands offen in der Hand halten, dann bleibt das Spiel unser! Dann schlagen wir unsre Friedensseligen und unsre Verständigungsfreunde mit der Waffe, die uns Deutschland selbst liefert, zu Boden, und der moralische Schuldspruch über Deutschland gewinnt erneute Eindruckskraft auf die Welt!

Unter diesem Gesichtspunkt betrachten Leute wie Lloyd George und Northcliffe auch den Fall Kühlmann bei uns. Wie schon beim Rücktritt des Reichskanzlers Michaelis ist ihr größter Wunsch, daß als verantwortlicher Leiter der deutschen Politik aus der Krisis eine Persönlichkeit hervorgehen möge, deren Ernennung zunächst den Riß im deutschen Volke zwischen rechts und links, die Zertrümmerung der Reichstagsmehrheit und den Triumph der Scharfmacher bedeuten würde. . . .

Es ist aber möglich (und auch Lloyd George ist sich darüber klar), daß dieser für ihn erfreulichste aller denkbaren Fälle noch nicht eintritt. Dann ist es das Zweitbeste für ihn, wenn weiter in Deutschland eine solche Art von Staatskunst mit Bezug auf den Krieg betrieben wird, wie bisher. Sie hat für England den Nutzen, daß keine von den politischen Waffen, die bei uns bereit liegen, zur Verwendung gelangt. Statt dessen handeln wir — und Herrn von Kühlmanns Methode ist ein Musterbeispiel dafür — als ob wir Englands Sache besorgen wollten. Das geschieht erstens, indem wir alle Erklärungen, die dem allgemeinen Weltmißtrauen, unter dem wir leiden, entgegenwirken sollen, eine solche Form geben, daß der Gegner uns verdächtigen kann, wir meinten es zweideutig. Das geschieht ferner, indem die Fülle wirksamen Materials, über das wir zu einer großen moralischen Offensive verfügen, blind liegen gelassen wird. Das geschieht endlich drittens, indem jede Erklärung der deutschen Friedensbereitschaft so unglücklich und ungeschickt herauskommt, daß sie das Gegenteil von dem erreicht, was sie erreichen soll.

Wir haben große Feldherrn auf dem militärischen Schlachtfeld, aber wenig brauchbare auf dem politischen. Herr von Kühlmann ist ein Diplomat, der sicher auch seine Verdienste hat, und einzelnes war selbst in seiner Reichstagsrede richtig angelegt, aber als er sagte, nicht die Waffe, sondern die Politik werde den Krieg beenden, scheint er nicht gewußt zu haben, wie sehr er damit sich selbst ironisiert hat, denn seine Art von Politik im Krieg ist so schlecht wie möglich. Es ist doch ein Unglück ohnegleichen, in einen Augenblick, wo das Heer so Großes geleistet hat, wo es seine Kraft zu neuen gewaltigen Schlägen sammelt und jedermann weiß, welche Erfolge menschlicher Voraussicht nach bevorstehen, der Stimmung der Kämpfenden solch einen Schlag zu versetzen und die Feinde derart zu ermutigen! Stenogrammkorrekturen, nachträgliche Deutungen und Erklärungen bessern da nichts, sondern machen die Sache nur noch schlechter. Das hat man an

zweiten Tag der Kühlmanndebatte gesehen, an dem die Regierung eine so unglückliche Figur machte, wie selten. Herr von Kühlmann sprach weiter von Deutschlands Bereitschaft zum Frieden, aber er tat es England gegenüber in der höflich verbeugten Haltung eines Diplomaten, der auf einen Regen von Beschimpfungen und moralischen Ohrfeigen eigentlich nur zu erwidern hat: ach, es war doch früher so nett zwischen uns, warum kann eigentlich diese unangenehme Episode nicht schneller beendet werden? Er zeigt nicht, daß er die ungeheure Tiefe dieses Weltkonflikts begreift; in ihm sprüht es nicht von Zorn und Verachtung gegen die diabolische Weltlüge der Lloyd George, Northcliffe und Genossen, die mit vergifteten Waffen Deutschland töten wollen. Er spricht den richtigen, bei uns leider nur viel zu selten als Wahrheit begriffenen Satz aus, daß Rußland der unmittelbar Schuldige am Weltkrieg ist, aber er tut es zu einer Zeit und in einem Zusammenhang, die den unglücklichen Schluß nahelegen, es habe damit eine „moralische" Entlastung für England angedeutet werden sollen. Auf diese Art erreicht man nichts weiter als den Eindruck der Schwäche und der Sehnsucht nach Frieden nicht um des Friedens willen, sondern als ob man nächstens nicht mehr werde kämpfen können. Jemand könnte da auf den Gedanken kommen, daß in irgendeinem neutralen Winkel irgendwelches dünne Gespinnst von Vorfriedensunterhandlung sich entwickelt, und daß der Staatsmann, der im Reichstage das Wort nimmt, sich einbildet, es käme etwas darauf an, deshalb keine zu groben Ausdrücke zu brauchen. Wenn dem so wäre, was müßte dazu gesagt werden? Daß es eine Torheit ist, nach solcher Weltkatastrophe und solchen Gegnern gegenüber die Wiedergewinnung des Friedens auf den Wegen der gewöhnlichen diplomatischen Routine zu suchen. Es gibt für uns nur eine Erklärung, die unsrer würdig ist und die mit schneidender Schärfe in die Welt hinausgerufen werden muß: mit Leuten wie Lloyd George, diesem Geschöpf von des Lügenkönigs Northcliffe Gnaden, wie Poincaré und Clémenceau, den Verantwortlichen für die scheußlichen Brutalitäten gegen unsre Gefangenen, den Verkündern der Zerstückelung Deutschlands, *mit denen* machen wir keinen Frieden. Es ist des deutschen Namens unwürdig, von deutscher Friedensbereitschaft zu reden, ohne hinzuzufügen: friedensbereit, ja, aber nur für den anständigen Gegner, nicht für den, der Deutschland in gemeiner und lügenhafter Weise beschimpft hat. Gegen diese Gesellschaft gehört Kampf, nichts als Kampf; kein würdeloses Werben um geneigtes Gehör.

Wer nicht begreift, daß es in diesem Kriege außer zur Entscheidung der Waffen auch noch zu einer Entscheidung der moralischen Kräfte in großem Stil kommen muß, und daß wir von uns aus diese Entscheidung mit allen Mitteln suchen müssen, der hat nicht das Zeug zu einem deutschen Staatsmann. Vom ersten Tage des Weltkrieges an war bei unsern Feinden die moralische Pose fertig, und ihre große politische Überlegenheit über uns offenbart sich darin, daß diese Pose schon jahrelang auf das sorgfältigste vorbereitet, und daß sie während des Krieges nicht einen Augenblick verlassen worden ist. Doch, ja, vielleicht einen Augenblick: als Balfour sagte, wenn die Entente Deutschland hätte gewähren lassen, so

hätte es ohne Krieg die Früchte des Sieges ernten können. Da ist für eine Sekunde das moralische Schema vom Kampf fürs Recht der kleinen Völker und für die Freiheit der Welt vergessen. Da erscheint blitzartig ein brutales englisches Bekenntnis zur ökonomischen Wurzel des Weltkriegs. Ein paar deutsche Zeitungen haben das auch gemerkt, aber wo war der deutsche Staatsmann, der begriff, welche Waffe ihm da gereicht wurde? Nur kommt es dabei nicht auf Fechterstücke und Diplomatenkunst im letzten Grunde für uns an, sondern auf die Tiefe des eigenen sittlichen Empfindens und die Einsicht, daß es ein Verbrechen ist, in diesem Kampf der moralischen Kräfte die ganze Last allein auf die Schultern unsrer feldgrauen Kämpfer zu legen. Es gibt keinen Menschen in Deutschland, der sich nicht voll Ärger über die feindlichen Lügen fragte: warum glaubt die Welt jenen alles und nur uns will sie unser gutes Recht nicht glauben? Darum, weil wir bisher an den entscheidenden Stellen niemand gehabt haben, der begriffen hätte, wo die Aufgabe liegt und wie sie angefaßt werden muß.

Wie oft ist nun schon auf diesen Blättern die Rede davon gewesen, daß wir eine moralische Offensive brauchen! Wie oft ist gesagt worden, daß es nur ein Mittel gibt, den Prozeß Deutschlands vor der Welt zu entrollen und den Feinden inmitten ihrer eigenen Völker die Sehnen ihrer Kraft zu durchschneiden! Nur Narren oder Menschen, in denen alle Kraft des Glaubens an das sittlich Große erstorben ist, können sich einbilden, daß solche Figuren wie Lloyd George und Northcliffe oder auch Herr Wilson die Völker hinter sich herschleppen könnten, ohne bei ihrer Mehrheit den Glauben zu erhalten, daß der Kampf wirklich um hohe und ideale Güter ginge, und daß es eine schlechtere Welt sein würde, in der es gelten würde zu leben, wenn Deutschland siegte. Der Glaube an das eigene Recht hält den Kriegswillen der Gegner ebensogut aufrecht wie den unsrigen. Will man diese tiefste Wurzel der Kampfkraft bei jenen zerstören, so muß man ihnen mit aller Wucht der eigenen moralischen Überzeugung die Masse der Tatsachen sichtbar machen, die sie drüben nicht kennen, die das gegen Deutschland von langer Hand her bereitete Netz der Einkreisung und alle Zeugnisse des deutschen Friedenswillens offenbaren; die niedrigen und grausamen Handlungen der Kriegshetzer unter den Ententevölkern, die Unwahrhaftigkeit des Satzes vom Kampf für das Völkerrecht dartun und zeigen, wie vielmehr Deutschland die Sache der Völkerfreiheit gegen die alles verschlingenden großen Imperien führt.

Wie matt, wie ängstlich und blutlos bureaukratisch ist die Reihe der kläglich mißglückten Versuche zu dieser Art von deutscher Offensive. Noch kein einziges Mal in den vier Jahren Weltkrieg hat es ein deutscher Reichskanzler oder Staatssekretär begriffen, daß nur dann, wenn die Keulenschläge gegen das „moralische" Rüstwerk der Feinde von den ersten Stellen im Reich geführt werden, der Panzer drüben bricht und die Speere splittern. Man nehme die belgischen Dokumente zur Hand und lese sie! Es gibt kaum ein Wort des Tadels, das stark genug wäre, um den formell und materiell gleich mangelhaften Gebrauch zu kennzeichnen, den unsre Regierung von

dieser tödlichen Waffe gegenüber der englischen wie der französischen gemacht hat. Man denke an die nie benutzte Analogie zwischen dem Einmarsch in Belgien und der viel rücksichtsloseren Vergewaltigung Dänemarks hundert Jahre früher durch England, zu der die englische Regierung erklärte, es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn sie nicht ohne jede völkerrechtliche Rücksicht für die Sicherheit des Reiches hätte sorgen wollen. Man denke an den lauen Wolffschen Bureauaufguß auf das scharfe Kraut der Geständnisse Ssuchomlinows und Januschkewitschs, an die russischen Greueltaten in Ostpreußen, an das Gefangenlager Tozkoje, an die unsagbare Niedertracht der französischen Henkersknechte in Dahome, Marokko und später, die schimpflichen Vorgänge bei der Eroberung von Kamerun durch die Engländer und Franzosen und die ganze lange Reihe der Niedertretungen des Völkerrechts, die Roheiten und Unwahrheiten, die sich die Entente in Kriegführung und Politik durch all die Jahre hindurch hat zuschulden kommen lassen. Was nützt es, wenn das bei uns in offiziösen und nichtoffiziösen Zeitungen, in ungeschickten Interviews und in schwächlichen Reichstagsdebatten verzettelt wird! Kanzler und Minister, unterstützt von den ersten Namen Deutschlands in Wissenschaft, Kunst und Literatur und vereint mit einer machtvollen Behandlung des Stoffs in der Presse, müssen auf die Schanze und die Sache Deutschlands führen, unermüdlich, klug und hingebungsvoll.

Wir können keine Leute brauchen, die gleichzeitig moralische Friedensoffensiven machen und mit Verbeugungen um dasselbe England werben wollen, von dem man uns Pest und Mörder entgegenruft. Und wenn schon Verbeugungen vor England, dann wenigstens nicht hinterher auch noch Verbeugungen vor dem Grafen Westarp. Graf Westarp ist ein Patriot wie Herr von Kühlmann auch, aber als Politiker in auswärtigen wie in inneren Dingen ist er einer von den stärksten Trümpfen Lloyd Georges und Northcliffes für ihr deutsches Spiel, und wenn ihn der Staatssekretär um Entschuldigung dafür bittet, daß es beinahe so ausgesehen habe, als wenn er auf seine Art eine moralische Offensive habe machen wollen, dann hört man das ironische Gelächter der Befriedigung bei Herrn Northcliffe, wenn er diese Szene liest und sich vornimmt, wie er sie für seine moralische Offensive gegen Deutschland verwerten will.

Der wahre Staatsmann handelt so, daß er dem kämpfenden Heere draußen das Werk nicht erschwert, sondern erleichtert. Die stärkste Kraft, gegen die unsre Feldgrauen zu ringen haben, steckt keineswegs in den Leibern und Waffen der feindlichen Soldaten, sondern in der Überzeugung, die unter den feindlichen Völkern lebendig ist, daß sie für den Schutz des Rechts kämpfen, Deutschland aber als Angreifer. Dieser Glaube ist falsch, er beruht auf einer mit unvergleichlichem Geschick durchgeführten Täuschung. Das hilft uns aber nicht weiter, solange die Macht dieser Täuschung in der feindlichen Öffentlichkeit nicht erschüttert wird. Das Material hierzu liegt vor; wollen wir wissen, wie es wirksam benutzt wird, so brauchen wir nur vom Feinde zu lernen; damit zu siegen, hat uns bisher nichts gehindert, als unsre staatsmännische Unfähigkeit. Erst mit dem Zweifel am eigenen

alleinigen guten Recht, erst mit der Einsicht, daß Deutschland der eingekreiste und angegriffene Teil war, kann es beim Gegner zu kritischen innern Auseinandersetzungen, zur Beseitigung der Kriegshetzer und zur Friedensbereitschaft kommen. Dann erst gibt es auch einen wirklichen Frieden. Bis dahin wird nichts sein, als Kampf und unendliche Opfer auf beiden Seiten. Das muß man auf der Regierungsseite bei uns begreifen und danach handeln. Männer wie Herr von Kühlmann mögen sonst tüchtig sein; das aber sehen sie nicht, oder sind dazu nicht imstande. Darum brauchen wir Männer von andrer Art, wenn wir zu Sieg und Frieden gelangen sollen.

6. Die Politik des Mutes

2. August 1918.

Der Mut, den wir meinen, ist moralische Schwungkraft gegenüber der Gefahr. Ohne Zweifel haben wir in den ersten Tagen des Rückschlages gegen unsre Offensive in Frankreich in Gefahr geschwebt. Es ist gleichgültig, wie uns der Rückschlag erklärt wird. Jeder Mangel an Erfolg hat seine natürliche Erklärung. Daß es nicht schuldhaftes Versehen war, das wissen wir bei unsrer obersten Heeresleitung. Sind Hindenburg und Ludendorff Götter? Können sie keine Fehler machen? Liegen etwa die Zukunft und die Absichten der Feinde ohne Hülle vor ihnen und ihren Gehilfen? Soll ein nicht gelungener Offensivstoß nach so vielen gelungenen schon genug sein, um ihnen ein Stück Vertrauen beim deutschen Volk zu rauben? Warum hat man uns denn angefangen zu behandeln, als ob wir Franzosen oder Italiener wären? Wozu gab man die beschönigenden Erklärungen und die Berichte aus, die des Vertrauens auf den Mut des Volkes entbehrten? Das Volk, die Gebildeten und auch die Masse, ist bei uns militärisch zu gut geschult, um nicht die Absicht zu merken: mit solchen Wendungen soll „beruhigt" werden; also scheint man Beruhigung für nötig zu halten!

Es gibt keinen sichereren Weg, Beunruhigung hervorzurufen, als eine gewisse Art, beruhigen zu wollen. Das gilt namentlich einer Öffentlichkeit gegenüber, wie der unsrigen. Die Engländer geben ihre offiziellen Kriegsberichte nach Mißerfolgen, deren sie ja bisher eine ziemliche Menge zu buchen haben, gewöhnlich auch in einer Form, bei der die Nachteile möglichst verschleiert werden. Die halboffiziellen Kommentare bei ihnen tun das aber nicht; die sind offen, manchmal rücksichtslos offen. Sie sind das mit Absicht, weil die militärische und politische Leitung in England das englische Volk kennt. Wer sich stark fühlt, den spornt ein Mißerfolg und selbst eine Kette von Mißerfolgen zu verschärften Anstrengungen und um so zäherem Willen an. So und nicht anders soll man auch zu uns sprechen. . . .

Dazu noch etwas anderes. Man sage doch auch offen heraus, daß die Amerikaner in Frankreich jetzt eine starke und kampfkräftige Macht bilden, und daß weitere amerikanische Verstärkungen fortgesetzt über den Ozean transportiert werden. Als es sich darum handelte, ob der Krieg mit den Vereinigten Staaten kommen werde oder nicht, da hieß es andauernd, erst daß England gezwungen sein würde, nachzugeben, bevor nennenswerte

amerikanische Truppen nach Europa gelangen könnten, und dann, es werde überhaupt nicht möglich sein, große amerikanische Streitkräfte aufzustellen, auszubilden, herüberzutransportieren und zu verpflegen. Das waren auch Beruhigungspulver, die nicht hätten verabreicht werden sollen. Natürlich geht es in England jetzt auch härter zu, als vor einem oder zwei Jahren, aber England hält sich trotzdem, weil das englische Volk wie das unsrige für Freiheit und Recht zu kämpfen glaubt und eine starke amerikanische Armee in Frankreich ist. Der Bericht des amerikanischen Kriegsministers in der „Times" beziffert sie auf etwas über eine Million Mann und die Verluste bei der Überfahrt auf wenige Hundert. Das eine wird nach oben und das andre nach unten übertrieben sein, aber fest steht, daß genug amerikanische Soldaten gegen uns kämpfen, um uns den Sieg spürbar zu erschweren, und daß die amerikanischen Transporte nicht haben verhindert werden können. Gewiß ist ihnen Abbruch geschehen, aber nicht genug Abbruch, um sie als eine erheblich ins Gewicht fallende Kampfkraft auszuschalten. Was haben nun alle jene „beruhigen" sollenden Versprechungen und Berechnungen für einen Zweck gehabt? Wie fest wurde an das Versprechen geglaubt, im vorigen Sommer werde es mit Englands Widerstandskraft zu Ende sein! Die Enttäuschung kam und sie wurde überwunden. Jetzt ist die Rechnung mit den Amerikanern als falsch erwiesen, und die innere Widerstandskraft unsres Volkes wird auch damit fertig werden. Wir haben nicht verzagt, als wir den Zweifrontenkrieg zu führen hatten, wir haben den Niederbruch Rußlands erlebt und wir werden jetzt im Westen auch die Amerikaner auf uns nehmen. Hindenburg, sein Stab und unsre Truppen werden auch für sie reichen. Es gibt noch Nachwuchs in Deutschland, und wer da glaubt, wir hätten keine Kraft mehr herzugeben, wenn es ums Äußerste geht, der soll nur kommen, der wird seine Hiebe spüren. Aber bitte keine Beruhigungen weiter! Nur dann wird es möglich sein, alle Verzagtheit niederzuringen, alles vaterlandsschwache Gefühl, wo es sich zeigt, zu überwinden, wenn wir hart und klar von unsrer Regierung und unsrer obersten Heeresleitung die Dinge so benannt und hingestellt bekommen, wie sie sind. Ein starker Feind muß ein starker Feind heißen, Gefahr Gefahr und begangener Irrtum ein Irrtum. Was haben wir davon gehabt, daß uns Dinge vorgemalt wurden, die schön gewesen wären, wenn sie nicht auf einer Reihe von Selbsttäuschungen beruht hätten? Auf diese Weise erschüttert man nur das Vertrauen. Wir Deutsche gewinnen keine Kraft, keinen Aufschwung aus solchen Reden. Wir gewinnen Kraft nur aus dem eigenen Einblick in die Tatsachen und aus dem Vertrauen in unsre Führung.

Nur jetzt keinen Ton von Friedensentschließung und Friedensbereitschaft! Damit stärken wir den Feind und verschlechtern unsern moralischen und materiellen Kredit in der Welt. Schlecht genug ist er schon infolge der entsetzlichen, durch vier Jahre bewiesenen Unfähigkeit unsrer Regierung zur moralisch-politischen Angriffsstrategie und Taktik. Ein Fehlschlag an der Kampffront stärkt beim Gegner vor allen Dingen die Kriegstreiber, und das ist gut, denn so erfährt es jedermann, daß unsre Vernichtung das Ziel ist. Schon vor unsrer letzten Offensive wurde hier geschrieben, daß

es niemals einen Frieden mit Lloyd George, den Northcliffeleuten, Clémenceau, Poincaré geben wird, niemals! Diese wollen nicht den Frieden, sondern die Demütigung Deutschlands, seine Verkleinerung und Ausschaltung aus Weltpolitik und Weltwirtschaft. Sie sind jetzt hoch und werden schärfer als je ihren Willen verfolgen. Bedeutete die Friedenspartei beim Gegner sehr wenig, so ist sie jetzt erst recht kraftlos. Für uns gibt es jetzt nur eine Friedenspolitik: weiter fechten und weiter siegen. Wer uns etwas anderes rät, der ist unser Freund nicht. Sollen wir daran zweifeln, daß auch der Schlachtensieg sich wieder zu uns wenden wird, solange wir Hindenburg, Ludendorff und unsre unerschütterte Front im Westen haben? Was ist uns anders geschehen, als was Franzosen und Engländern sehr viel öfter geschehen ist? Haben sie darum aufgehört, an den Sieg zu glauben? Nur den Luxus von Friedensresolutionen nach dem bisherigen Schema dürfen wir uns im Augenblick noch weniger gestatten als früher. Der Mißerfolg auf dem Schlachtfelde kann leichter wieder gutgemacht werden, als ein starker Fehler in der Politik. Haben die politischen Führer der Feinde vorher verlangend nach der Hilfeleistung alldeutscher Gewalt- und Eroberungspolitiker ausgeschaut, um ihren Völkern das böse und gefährliche Deutschland abzumalen, so warten sie jetzt auf Äußerungen von uns, die sie als Zeichen der Schwäche verkünden können. Auf jeden Fall ist gegenwärtig an Frieden weniger zu denken als zu irgendeinem Zeitpunkt seit Beginn unsrer Offensive. Alle Instinkte zur Vernichtung gegen Deutschlands Zukunft haben momentan einen neuen Antrieb empfangen. Es wäre noch sehr viel stärker der Fall, wenn die Feinde es fertig gebracht hätten, nicht nur unsre Offensive zurückzudrängen, sondern auch die ihrige vorzutragen und ähnlich in unsre Front einzubrechen, wie wir es dreimal gegen sie fertig gebracht haben.

Folgt nun aus dem allen, daß wir Sorge um den Ausgang des Krieges haben müssen? Muß etwa damit gerechnet werden, daß wir den Krieg verlieren? Wenn unsre Regierung dabei bleibt, der Armee die ganze Kriegsarbeit allein zu überlassen, selbst aber ihre Pflicht zu versäumen, wird ohne Zweifel der Krieg ins Endlose verlängert werden. Das ist eine ganz wahnsinnige Idee, die Armee soll den Krieg führen, die Regierung aber mittlerweile zusehen, ob sie nicht Friedensanknüpfungen zustandebringt. Die Regierung soll, genau so wie die Armee, alle ihre Kraft zusammennehmen, um den Feind zu schlagen, nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiet. ... Die Diplomatie der Entente führt Krieg gegen uns, Krieg mit allen Mitteln, Krieg mit dem Höchstmaß von Lüge, Verleumdung und Roheit, aber auch mit dem Höchstmaß der Geschicklichkeit und des Erfolges — die unsre aber erschöpft sich in Beteuerungen, wie gern sie Frieden haben möchte. Die feindlichen Heeresleitungen haben wunderbare, ausgezeichnete, erfolgreiche Helfer an ihrer Diplomatie, die unsre hat so gut wie gar keine Hilfe von der politischen Seite her, und die Aufgabe zu siegen lastet allein auf ihr. Diesen Zustand bei uns drücken die Engländer höhnisch aus, wenn sie sagen: die Deutschen mögen alle Schlachten gewinnen, den Krieg werden wir doch gewinnen. Käme es eines Tages so, so wäre bei uns sicher nicht das Militär schuld, sondern die Regierung. Wir haben es schon oft

gesagt und werden es so lange wiederholen, bis das Ende auf die eine oder andre Art da ist: eine Armee, wie die deutsche, unter Führern, wie wir sie haben, ist imstande, Siege auf dem Schlachtfelde zu gewinnen, auch wenn sich die Welt gegen sie zusammenballt. Aber sie ist nicht imstande, eine Welt zu besiegen, die an ihr Recht und an Deutschlands Unrecht glaubt. Dieser Sieg kann nur gewonnen werden, wenn zugleich mit der militärischen die politische Offensive vor sich geht, und wenn diese ebenso gut geleitet wird wie jene.

Wir können nicht nur geschlagen werden, sondern wir werden geschlagen werden, wenn unsre Regierung es weiter so wie bisher an Einsicht und an Mut fehlen läßt. In der Tat, es handelt sich nicht nur um Einsicht, sondern auch um Mut, ja fast könnte man sagen, daß der Mut noch vor die Einsicht gehört. Dem Mutigen ist der Geist des Angriffs eingeboren. Es ist eine dumme Redensart, zu sagen, wir ständen zu hoch, um uns auf Verleumdungen und Beleidigungen zu rechtfertigen. Es kommt hier nicht aufs Rechtfertigen an, sondern aufs Angreifen. Die beste Deckung ist der Hieb — so wie Hindenburg es macht, und wenn wir sein Rezept nicht auch in der politischen Offensive befolgen, so heißt das, gegen Überlegenheit nur mit einem Arm fechten zu wollen. Wer auf den Feind los will, der findet auch die Mittel, schafft sich die Kenntnisse, das Material und die Hilfskräfte, um zu schlagen. Unsrer Diplomatie aber fehlt der Angriffsgeist, darum sitzt sie ewig in der Defensive und war bisher ihrer Aufgabe so wenig gewachsen. ...

7. Die deutsche Republik

11. November 1918.

Der Weltkrieg hat uns die Revolution gebracht, und die Revolution die deutsche Republik. In seiner ersten Anlage ging der Krieg darauf zurück, daß wir den Annäherungsversuchen Englands, die von dort aus in der letzten Zeit der Königin Viktoria und in den Anfängen Eduards VII. gemacht wurden, ablehnend begegneten. Hätten wir ihnen folgen wollen, so hätten wir gleichzeitig uns an die Seite Englands gegen Rußland stellen und in der Folge unsern Flottenbau mehr oder weniger einschränken müssen. An sich brauchte es noch kein Fehler zu sein, daß man England damals einen Korb gab. Bis zum russisch-japanischen Kriege, d. h. solange wie die russischen Interessen stark nach Ostasien abgelenkt waren, mochte es als ein mögliches Ziel gelten, statt den festländischen Soldaten Englands gegen Rußland zu spielen und dafür andre Vorteile von England einzutauschen, die Freundschaft mit Rußland zu bewahren. Verhängnisvoll aber wurde unsre Stellungnahme zu Rußland, als wir nach dem Zusammenbruch der russischen weltpolitischen Absichten in Ostasien und nach dem englisch-russischen Vertrage von 1907 nicht begriffen, daß von der Zeit an Rußland mit absoluter Entschlossenheit das Ziel aufnahm, Konstantinopel zu erwerben und Österreich-Ungarn zu sprengen oder zu Boden zu drücken. Damit war Rußland für die Einkreisung zu haben, auf die England nunmehr ausging, nachdem es die Gefahr, die ihm durch unsre Entwicklung zu drohen schien,

nicht durch die angestrebte Verständigung hatte neutralisieren können. Gleichzeitig wichen wir in der Marokkofrage Frankreich gegenüber von der Bismarckschen Überlieferung ab, jedes Stück französischer Überseepolitik zu begünstigen. Damit erleichterten wir dem Könige von England sein Vorhaben, Frankreich, in dem der Revanchegedanke abzuflauen begann, wieder scharf gegen uns zu stellen. Das Entscheidende jedoch war die falsche Beurteilung Rußlands. Hier lag der Angelpunkt unsres politischen Systems, und die Zwangsläufigkeit des russisch-deutschen Zusammenstoßes m u ß t e erkannt werden. Innerhalb unsrer Reichsleitung und unsrer aktiven Diplomatie gab es aber niemanden, der Rußland kannte. Diese Unwissenheit wurde zum Verderben; aus ihr ist das meiste von dem Übel geflossen, das später über uns kam.

Wie die Anlage des Krieges auf die Unwissenheit über Rußland, so geht das Schicksal der Revolution darauf zurück, daß unsre Staatslenker und ihre politischen Ratgeber in ebenso großer Unwissenheit über Amerika urteilten und die Vereinigten Staaten zum Kriege herausforderten. Dazu kam der Irrtum über Englands Widerstandsfähigkeit gegen den Tauchbootkrieg. Von diesem heißt es gewöhnlich, er habe die amerikanische Kriegserklärung verursacht. Das ist höchstens halb richtig. Wahrscheinlich wäre es möglich gewesen, von langer Hand her den verschärften Tauchbootkrieg so vorzubereiten, daß wir ihn hätten führen können, auch ohne daß Amerika in den Weltkrieg eintrat. Kenner Amerikas haben sich bis zum letzten Augenblick Mühe gegeben, die Reichs-, die Marine- und die Heeresleitung richtig zu informieren. Man hat aber nicht auf sie gehört.

Die aktive Teilnahme der Vereinigten Staaten hat über ein Jahr auf sich warten lassen, bis sie den Krieg entschied. Vom ersten Augenblick an hat sie aber die Wirkung gehabt, den Engländern und noch mehr den Franzosen — diese standen sonst am Ende ihres Könnens — Kraft zum Durchhalten zu geben. Während man bei uns versicherte, die Amerikaner leisteten nichts und würden nichts leisten, waren die Regierungen und die Völker der Entente gut darüber unterrichtet, welche Fortschritte die Aufstellung der amerikanischen Armee und der amerikanische Schiffbau machten. Sie wußten, die amerikanische Hilfe würde kommen und würde wirksam sein, trotz unsrer U-Boote.

Durch Annahme der amerikanischen Vermittlung vor zwei Jahren hätten wir einen Frieden bekommen, in dem wir unsre gesamte Weltstellung voll behaupteten, Einfluß nach Osten erhielten und, ähnlich wie Preußen nach dem Siebenjährigen Krieg, an tatsächlicher internationaler Geltung wuchsen. Durch unsre falsche Politik aber haben wir das verspielt und dazu die Revolution heraufbeschworen. Erstens reichten trotz aller militärischen Erfolge unsre Kräfte nicht aus, um den Krieg immer weiter fortzuführen. Zweitens aber war unsre Kriegführung mit einer unheilbaren Schwäche behaftet, die schon vorher sich anmeldete, nach der amerikanischen Wendung aber uns im Innern zuerst unmerklich, dann aber immer schneller und unaufhaltsamer zermürbte. Sie bestand darin, daß wir zwar einen Verteidigungskrieg führten, daß aber in der Masse des Volkes und des Heeres das Be-

wußtsein davon nicht lebendig war, weil zu dem Ziel der Selbstbehauptung nach den ersten großen Erfolgen das der äußerlich greifbaren nationalen Machterweiterung hinzugetreten war. Damit verschuldeten wir nach außen, daß sich die Einkreisung zur Weltkoalition gegen uns auswuchs, und nach innen, daß je länger der Krieg dauerte, desto schwerer die Einheit des nationalen Willens bis zu den höchsten Opfern aufrechtzuerhalten war. Der Krieg selbst blieb mit Ausnahme Ostpreußens unsern Grenzen fern; man spürte im Lande selbst nicht, was es hieß, durch einen feindlichen Vernichtungswillen am Leben bedroht zu sein. Schon vor dem Kriege hatten unbesonnene alldeutsche Politiker das Programm aufgestellt, Deutschlands Stärke und Sicherheit sollten auf der kriegerischen Schwächung der Gegner bis zur Ohnmacht gegründet werden. Nach den Siegen von 1914 und 1915 ergriff dieser verhängnisvolle Gedanke der Alldeutschen die Mehrzahl unsrer Gebildeten, fast unsre ganze politische Führerklasse.

So ungeheure, Jahr um Jahr schwerer drückende Leistungen kann ein Volk nur aufbringen, wenn es unmittelbar an seinem Leibe den Zwang vaterländischer Not spürt. Die Masse aber hörte bei uns wohl vom Verteidigungskrieg reden, aber die Überzeugung davon, die in der ersten großen Zeit von 1914 unmittelbar lebendig gewesen war, schwand. Die Konstruktion der Verteidigung durch „Sicherungen", zu denen es erst der vollkommenen Niederwerfung aller Gegner und eines ihnen aufgenötigten Machtfriedens bedurfte, war dem Volk zu künstlich. Ein Schritt hätte retten können: der klare und eindeutige Verzicht auf einen Friedensschluß, der über die Selbstbehauptung Deutschlands hinausging. Auf diese Weise wäre die Schuld an der Fortdauer des Krieges unweigerlich beim Feinde geblieben, und damit hätte man in unserm Volk den Willen zu immer neuen Opfern für die Erhaltung des Vaterlandes lebendig machen können. Diesen Schritt aber wagte die Regierung nicht zu tun, weil sie die alldeutschen Politiker des Gewaltfriedens fürchtete. Und als die Mehrheitsparteien den Versuch mit der Friedensresolution machten, den Boden des Verzichtfriedens wieder zu betreten, wurde er durch die Zweideutigkeit des Reichskanzlers Michaelis völlig entwertet. Daher war sie auch außerstande, das Gefühl besseren Rechts bei uns volkstümlich emporzureißen und eine machtvolle moralische Offensive gegen den Feind zu unternehmen. Freiheitliche Reformen im Innern, klar gedacht, rasch und großzügig durchgeführt, wären soviel wie ein gewonnener Feldzug gewesen. Statt dessen quälte sich der Gedanke an sie nur langsam und schwächlich dahin. Dazu wurde nach dem großen Siege im Osten dort die für Deutschland natürliche und nützliche Rolle des Befreiers sinnlos aufgegeben und statt dessen Zwangspolitik getrieben.

So kam es, daß wir mit kraftlosen, an Mißtrauen und Unlust krank gewordenen Nerven in den Endkampf gingen. Schon der erste Rückschlag wirkte verhängnisvoll. Mit furchtbarer Schnelligkeit brachen Vertrauen und Glaube an die Führung zusammen. Schon lange war im Volk wie im Heer der Argwohn lebendig, Ludendorffs Heeresleitung, der die Regierung zwangsweise zu Willen sein mußte, verfolge mit der Fortführung des

Kampfes noch andre Ziele, als die bloße Verteidigung Deutschlands. Militarismus und Feindschaft gegen die Erweiterung der Volksrechte, die nach dem äußeren Siege im Inneren sich betätigen sollte, das war der Verdacht, den ein wachsender Teil der Nation hegte.

Endlich boten wir einen ehrlichen Frieden ohne Gewinn, dazu Wiedergutmachung, ja Opfer aus unserm eigenen Besitz. Endlich wandelten wir uns zum Volksstaat. Endlich hätte der Welt-Kreuzzugsgedanke gegen uns kraftlos werden, endlich hätten die feindlichen Völker und Heere lernen können, daß ihre Kriegshetzer sie weiter durch das Blutmeer gegen ein Deutschland treiben wollten, das nur noch für sein Dasein, Ehre und Recht focht. Da aber war es schon zu spät! Hätte der Geist von 1914 noch in uns gelebt, er hätte uns selbst nach dem Zusammenbruch der Bundesgenossen noch die Kraft für einen Widerstand gegeben, vor dessen Festigkeit und Dauer die Gegner schließlich doch den Vergleich dem verzweifelten Endkampf vorgezogen hätten. Der Geist und die Kraft aber von 1914 waren verschwunden, unser Nerv zum Fortkämpfen durchschnitten, weil der Einfluß unsrer alldeutsch-militaristischen Gewaltpolitiker, die Schwäche und mangelhafte Einsicht unsrer Regierung und die Entbehrungen infolge des Hungerkrieges (sie allein hätten es nie vermocht!) das moralische Kapital des deutschen Volkes für den Krieg verzehrt hatten. So nur erklärt sich der Zusammenbruch: im Innern die Revolution, nach außen die Annahme der furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen des Feindes.

Am Ende des Weltkrieges steht Deutschland, nach Kraftleistungen, die so ungeheuer waren, wie sie noch nie ein Volk zustande gebracht hat, mit umgestürzter Verfassung, als Republik und unter einer sozialistischen Regierung, da. Diese Katastrophe ist so plötzlich gekommen, und der Wechsel vom Kaisertum zur Volksrepublik hat sich bisher mit so geringem Widerstand abgespielt, daß nur eine Erklärung dafür möglich ist: das alte System muß den entscheidenden Teil seiner innerlich überzeugten Anhänger schon vorher verloren gehalten haben. Nicht, daß etwa heute die Mehrzahl der Deutschen schon sozialistisch oder auch nur bewußt republikanisch dächte. Sie denkt aber auch nicht mehr kaiserlich im bisherigen Sinne. Das deutsche Kaisertum, die Führung der deutschen Stämme und Einzelstaaten durch die preußische Krone war ein höchst künstlicher Aufbau, der Kraft zum inneren Zusammenhalt erhielt, wenn die Kaiseridee gleichzeitig den Fortschritt des deutschen politischen Wesens zu einer höheren Lebensform vollbrachte. Das war der Fall, als König Wilhelm I. von Preußen und Bismarck das Reich, wenn auch unter Verzicht auf die gesamtdeutschen Ziele der achtundvierziger Bewegung, schufen und ihm als Morgengabe das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht in die Wiege legten (das, nebenbei gesagt, England bis zum Weltkrieg noch nicht besaß). Das wäre vielleicht der Fall gewesen, wenn Kaiser Friedrich länger gelebt hätte und während seiner Regierung der freiheitliche politische Entwicklungsgedanke im Herzen Europas einen entscheidenden Fortschritt durch das Kaisertum gemacht hätte. Statt dessen verband sich unter Wilhelm II. der Kaisergedanke mit Ideen einer mystischen Macht-

fülle und mit dem Wandel von altpreußischer Straffheit zum neudeutschen Militarismus, so wie diesen die verhängnisvollste Figur der deutschen Geschichte seit Karl V., der General Ludendorff, in höchster Potenz verkörperte. Wilhelms II. Aufgabe wäre es gewesen, Deutschland siegreich durch den Weltkrieg hindurch und einem höheren Ziele entgegenzuführen, indem er das Kaisertum, den alldeutschen Gewaltideen entgegen, zum Träger der Ideale des Rechtsfriedens und der Überwindung des nationalistischen durch den Menschheitsgedanken machte. Statt dessen ließ er vier Jahre lang die verantwortliche Reichsregierung und die alldeutsche Gegenregierung sich bekämpfen und zuletzt den Militarismus die Diktatur ergreifen. Das ist der innere Grund dafür, daß das Kaisertum diesen furchtbaren und schnellen Sturz tun konnte.

Deutschlands Entwicklung muß jetzt wieder anknüpfen an die alten großen Ziele von 1848. Die deutsche Republik braucht nichts Kleineres zu sein, als das Kaisertum, das kaum ein halbes Jahrhundert gedauert hat. Sie kann größer und weniger vergänglich werden, wenn sie es versteht, sich gleich dem Kaisertum von 1870 mit derjenigen Idee zu verbinden, die jetzt den nächsten Zielpunkt des deutschen Gedankens in der Welt bildet, der nicht tot ist, sondern lebendiger erstehen wird, als zuvor: Einigung aller deutschen Volksteile. Das Kaisertum war belastet mit dem Verzicht auf die Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches von 1871. Die deutsche Republik braucht diesen Verzicht nicht zu leisten. Es wäre ein schöner Gedanke, die kommende Nationalversammlung nach Frankfurt in die Paulskirche zu berufen, wo 1848 die österreichischen Deutschen mitgetagt haben. Tritt sie zusammen, verkündet sie, zum erstenmal wieder seit undenklicher Zeit, die Einheit des ganzen deutschen Volkes unter ihrem hundertjährigen geweihten Symbol, der alten schwarz-rot-goldenen Fahne, und gelingt es dann, alle Deutschen, alle Parteien dafür zu begeistern, daß sie die Verwirklichung der Volkseinheit höher achten, als jedes Sonderziel, dann mag trotz des furchtbaren Kriegsunheils die deutsche Republik die reichere und glücklichere Erbin des Kaisertums werden. Nur müssen, wenn die Zukunft nicht Gefahr laufen soll, tiefgreifende soziale Experimente, solange die allgemeinpolitische Lage noch so wenig geklärt ist, auf jeden Fall unterbleiben.

:::::::::::::: Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart ::::::::::::::

Deutschlands Zukunft. Von Theodor Heuß.
Soeben erschienen. Geheftet M. 1.—

In großen Zügen entwirft hier der bekannte Politiker und feinsinnige Schriftsteller ein Bild des zukünftigen Deutschlands, wie wir es anstreben müssen, wollen wir dem neuzuerbauenden Hause einen tragfähigen Unterbau schaffen. Die hier in klassischer Form geprägten Richtlinien sollten Allgemeingut jedes politisch denkenden Deutschen werden.

Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Von Gerhard Bonwetsch. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart.)
Soeben erschienen. Geheftet M. 3.20

Als erste zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung über die deutschen Bauernsiedlungen im Süden und Südosten des russischen Reiches ist diese erschöpfende Arbeit von bleibendem Wert und darf auf ganz besondere Beachtung rechnen.

Des Reiches Sonnenwende. Ein Mahnruf schwäbischer Dichter. „Emanuel von Bodman — Hans Heinrich Ehrler — Ludwig Finckh — Cäsar Flaischlen — Heinrich Lilienfein — Anna Schieber — Wilhelm von Scholz — Wilhelm Schussen — Auguste Supper."
Soeben erschienen. Kartoniert M. 2.—

... Ein seltenes und kostbares Geschenk an das Schwabenvolk ist dies Buch! Es wird in vielen Stuben auf dem Brett liegen und manche Hand wird nach ihm greifen in dunkler Stunde; und wird es fortlegen, um wieder und wieder in ihm zu lesen. Denn es ist ein tiefer Brunnen! Schwäb. Merkur.

Von England festgehalten. Von Prof. Dr. Albrecht Wirth.
11.—15. Tausend. Fein geheftet M. 1.20

... Der feine Humor des Gelehrten und seine anerkannte Beobachtungsgabe machen das Büchlein zur genußreichen Lektüre... Die Reichspost.

Cap Trafalgar. Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende. Von Fedor von Zobeltitz. Mit zahlreichen Abbildungen. 9. Tausend.
Fein geheftet M. 2.—

Ein Buch zur Zeitgeschichte, prachtvoll in seinen rein unterhaltenden Partieen, zugleich ein Kulturdokument, ein Denkmal für unsere Handelsschiffahrt, ein ehrendes Zeugnis für unsere Marine!

Vom Ich und vom Du. Gedanken über Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Von Heinrich Lhotzky. 25. Tausend. Geb. M. 3.—

Eines der seltenen Bücher, die nach beendeter Lektüre reizen, sie nochmals zu lesen und dann immer wieder. Mit einem milden Lächeln des alles Verstehens sieht dich auf diesen Blättern ein Edelmensch an, er kennt dein Ringen, dein gequältes Suchen, deines und der andern alle, und spricht dir lächelnd Trostworte zu ...

Schicksal und Seele. Rede in die Zeit von Emanuel von Bodman.
Geheftet M. 1.—

In dieser Rede in die Zeit wendet sich Emanuel von Bodman, der ebenso philosophisch nachdenkliche, wie im weiteren Sinn gotterglühte Dichter, an die Zeit. Er versucht, den inneren Weg zu zeichnen, auf dem die einem schweren Schicksal gegenübergestellte Seele des freieren Menschen dies überwinden und die in der großen Ungewißheit des Lebens verlorene Sicherheit vertieft wiedergewinnen kann.

Kirche und Religion. Ein Vortrag von Gottfried Traub.
Geheftet M. 1.—

Aus der Fülle der Fragen, die die zwei Worte Kirche und Religion umschließen, greift Traub drei heraus: Haben die Kirchen ihren Zweck erfüllt, Religion zu fördern und zu pflegen? Haben die Kirchen in diesem Krieg ihren Befähigungsnachweis erbracht oder nicht? Welches sind die Hauptaufgaben der Zukunft? Mit der ihm eigenen Mischung von eindringender Schärfe des Verstandes und innerer Wärme setzt sich Traub mit diesen brennenden Problemen auseinander. Wer nach Klärung in diesen Fragen sucht, greife zu diesem Schriftchen. Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.

:::::::::::::::: Durch jede Buchhandlung zu beziehen ::::::::::::::::

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 054786857